

DER MARIENBOTE

Mai 1959

Königin der Apostel



Als der Heilige Geist in deinen Schoß
das Ewige Wort gebettet,
als er dich am Pfingsttag
in die Feuerzungen heiliger Minne tauchte,
als dein Mund das große JA
zum Wagnis hauchte,
ward dein Herz ans Schiff der
Kirche angekettet
wie ans lichte, feste, ewige Ufer!
Und auf deiner Stirne wuchs die Kron
der Königin der Gottesritter und Apostel.
Nun stehst du immer dort am Strand der Zeit,
auf deinem Arm dein Kind, den Königssohn,
und lächelst allen, die den Brand
der Christusminne
in die Welten, über Meere
und in aufgebrochene Herzen tragen.
Du segnest sie.
Und in dem Wogenbrausen
und den Nächten ohne Trost und Licht
hört ihre Seele deines Herzens Jubel schlagen,
und selbst wenn Nebel auf der See
und jede Hoffnung bricht,
strahlt immer deiner Augen Glanz
wie eine Ampel in die Nacht.
O Fürstin der Apostel,
Banner jeder Gottesschlacht,
Leuchte jeder Dunkelheit,
Ruhe in der müden Zeit!
O Heimat in der Heimatlosigkeit
der heißen Pfade,
die wir gehn!
O Mutter, Königin der Gnade!
Ich weiß und glaube,
daß am Ende aller meiner Straßen,
die ich um des Königs willen wandre,
die Königin und auch ihr Kindlein stehn —
O selige Stunde,
wenn sie einen Stein aus ihrer
Königskrone pflückt
und uns mit diesem Jubelpreis beglückt
in Ewigkeit,
die Fürstin und die Königin
der Christusritter und Apostel!

Wiborada Maria Duft, Kreuzschwester

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

27. Jahrgang | Mai 1959, Battleford, Sask. | No.8

Dies und Das

Der Heilige Geist Weihnachten, Ostern und Pfingsten sind uns Tage großer Ereignisse. Zur Weihnachtszeit lesen wir in der Hl. Schrift: "Tiefes Schweigen hielt alles umfangen; die Nacht hatte in ihrem Lauf die Mitte ihres Weges erreicht, da kam, o Herr, aus dem Himmel vom Königsthron herab Dein allmächtiges Wort" (Weish. 18:14,15). Und wir singen dazu das Lied von der Heiligen Nacht.

Zu Ostern war die Nacht gerade ins Tagesgrauen übergegangen: "Als das Licht des ersten Tages nach dem Sabbath heraufkam" (Matth. 28:1), da war es bereits geschehen: Das Grab war leer, auferstanden von den Toten war Christus der Herr. Und wiederum singen wir beim Schein der geweihten Osterkerze ein Lied von einer wahrhaft seligen Nacht, von der geschrieben steht, daß sie hell sei wie der Tag und seine Leuchte unseren Wonnen.

Zu Pfingsten aber war es Tag. Alle Stille war plötzlich gebrochen: "Vom Himmel her erhob sich ein Brausen, als ob ein gewaltiger Wind daherkäme . . . und alle wurden voll des Heiligen Geistes" (Apostelgeschichte 2:2,3).

Heute aber ist es anders. Gerade umgekehrt wie damals, als Gott Seine großen Tage unter uns Menschen werden ließ. Laut wird die Welt zur Weihnachtszeit. Auch Ostern gibt Anlass zu Paraden und frohem Singen und Essen und Trinken. Das Pfiingstfest wird kaum noch begangen. Die Menschen finden keinen Grund, an diesem Tage Gäste zu laden, einander frohe Pfiingsten zu wünschen, freudige Lieder, begleitet von Pauken und Trompeten, durchs Radio in jedes Haus zu senden.

Pfingsten ist das Fest des Heiligen Geistes. Wir feiern es, um unserem Glauben an Ihn und an Seine Sendung in die Welt der Menschen Ausdruck zu geben. Wo dieses Glauben nicht mehr ist, da wird selbstverständlich kein Festtag gehalten. An den Heiligen Geist selbst, an die Dritte Person der göttlichen Dreifaltigkeit, glauben wir wohl noch. Schwieriger wird die Sache, wenn wir sagen sollen, was wir von Seiner Sendung halten. Von Seiner Sendung zu uns Menschen, damit Er uns durchhauche und wie mit gewaltigem Wind durchbrause, so daß wir wieder "in Ihm leben, uns bewegen und seien" (Apostelgeschichte 17:28), aus Ihm heraus, in Seinem Licht und in der Kraft Seiner Wahrheit das Antlitz der Erde erneuernd.

Daß das Antlitz der Erde Erneuerung braucht, daß es erneuert werden muß vom Üblen zum Besseren, ist uns allen klar. Es bleibt nur die Frage: Nach welchem Geiste sollen wir erneuern? Und hier herrscht keine Klarheit mehr. Hier stehen wir vor Verwicklungen politischer, wirtschaftlicher, weltanschaulicher, nationaler und rassischer Schwierigkeiten, die wir einfach nicht lösen können. Was da ineinander verwickelt ist,

sind die verschiedensten Geister einer neu sich gestaltenden Welt. Einer Welt, der nationale Grenzen nichts mehr gelten, die über Eiserne Vorhänge greift, über Erdteile, bis hinauf in den Weltenraum.

Die Geister, die da wirken und brausen, sind weit davon entfernt, an eine Erneuerung der Erde durch die Erneuerung des Antlitzes des Menschengeistes zu glauben. An eine Erneuerung durch den vom Heiligen Geist erfaßten Menschen. Hier sind sie sich alle einig, selbst die Christen mit jedem ihrer Gegner: Die Neuschaffung der kommenden Welt muß vom Menschen kommen, von seiner Intelligenz und von der Kraft, die er sich selber baut und schafft. Das Hoffen auf den Heiligen Geist stellt uns auf das Gebiet der Religion, und die Religion wird uns unsere Probleme nicht lösen. Die Menschen aber, um die es sich im heutigen Weltkampf handelt, sind nicht nur politisch, national, weltanschaulich und rassisch verschiedenster Geister, auch religiös stehen sie fremd einander gegenüber. Sie sind Christen, zersplittert in viele einander widersprechende Bekenntnisse, sie sind Gottgläubige ohne Christentum, sie sind überzeugte Atheisten, und sie sind Heiden uralter Religionskulte und Kulturen. Wie kann da das Christentum helfen? Und dazu noch das Christentum der katholischen Kirche, die doch nur einen Teil der Christen umfaßt?

So sprachen auch einst, wie es uns die Hl. Schrift erzählt, die Krieger des Makkabäers: "Wie können wir paar Leute gegen eine so gewaltige Menge kämpfen?" Und die Antwort war, ist und bleibt: "Für den Gott des Himmels macht es keinen Unterschied, Hilfe durch viele oder wenige zu schaffen. Denn nicht auf des Heeres Größe beruht der Sieg, sondern die Kraft stammt vom Himmel" (1. Makk. 3:17-19).

Die Kraft stammt vom Himmel. Wenn wir hier von Religion und Christentum sprechen, dann meinen wir nicht Religion als Menschenwerk, als persönliche Auffassung des Einzelmenschen, wer Gott sei und wie man Ihm zu dienen habe. Wir meinen Gott selbst, Ihn, der Religion schafft, begründet, durchwirkt, und durch die Gaben Seines Geistes mehr Weisheit gibt und Kraft als wir zu erfassen imstande sind.

Nicht der Mensch, Gott ist das A und das Z und alles was dazwischen liegt. Wir glauben an Ihn und Er wirkt im Christentum. Wohl wissen wir, daß wir öfters gegen tausend Nächte und noch viel mehr Mächte des Unglaubens glauben müssen. Alles rein menschliche Denken und alle Einsicht ist oft gegen uns. Und doch liegt der Endsieg dort, wo der Heilige Geist ist, der allmächtig lenkende und wirkende Geist der Gottheit. Im Staube lag Christus, im Staub der Straßen Jerusalems. Und dann war Er sogar tot, bis zum Sterben gekreuzigt und begraben. Seit jenem Karfreitag Christi liegen oft im Staube und sind oft bis zum wirklichsten Sterben gekreuzigt Kirche, Bekenner und jede Kreuzesidee. Gekreuzigt bis zu aller nur möglichen Hoffnungslosigkeit. Je gewaltiger jedoch die Werke der Welt auch werden und je erschauernder ihre Macht, bald auch vom Weltenraume aus zerstören zu können, was dem Stärkeren sich widersetzt, zerstören zu können nicht nur den Menschen, sondern auch das Reich der Kirche Christi, um so tiefer beugen wir uns im Glauben und im Beten: "Komm, Schöpfer Geist!"

"Torheit" nennt man so ein Glauben und alles Hoffen, das wir in unser Pfingstbeten hineinlegen. "Doch die Torheit Gottes ist weiser als die Menschen, die Schwachheit Gottes stärker als die Menschen . . . Wir reden nicht in Worten, wie sie Menschenweisheit lehrt, sondern wie der Geist sie eingibt: Geistiges erklären wir den Geisterfüllten!" (1. Cor. 1:25; 2:13).

Petri Pfingstpredigt liegt uns im Sinn, die uns vom Brausen des Heiligen Geistes spricht, das einst wiederkommen wird. Es werden dann "die Himmel in gewaltigem Sausen vergehen, die Erde mit allem was darauf ist, wird verbrennen" (2. Pet. 3:10). "Die Sonne wird sich in Finsternis wandeln, und der Mond in Blut" (Jonas 3:15). Dann aber wird werden "ein neuer Himmel und eine neue Erde, wo die Gerechtigkeit wohnt" (2. Pet. 3:13), und das Antlitz der Erde wird erneuert und verwandelt bleiben für alle Ewigkeit. Vom Bösen zum Heiligen, vom Abbild der Fratze Satans zum strahlenden Abbild des Antlitzes des Allerhöchsten.

Inzwischen wird der Heilige Geist das Werk der Wahrheit weiter wirken, und uns bleiben zum Zeugnis, "daß es eine Sünde gibt, eine Gerechtigkeit und ein Gericht" (Joh. 8:16:8), und hoch darüber und tief im Glauben ein Reich der Heiligkeit, der Liebe und eines Lebens, das getragen ist von allen Mächten der Ewigkeit.

Was immer auch noch kommen möge an Menschentrotz und Menschenerfolg gegen Kreuz und Glauben und Heiligen Geist, wir bleiben bei unserem Liede: "Großer Gott, wir loben Dich!"

– Der Schriftleiter



Der Name Maria

von P. Leopold, Kapuziner

In den heiligen Schriften des Neuen Testamentes, die für uns die sichersten geschichtlichen Quellen für das Leben der Gottesmutter sind, wird die Mutter Jesu 19 mal ausdrücklich Maria genannt. Wir lesen diesen Namen besonders oft im Lukasevangelium. Aber auch im Matthäusevangelium und beim hl. Markus wird er erwähnt, ebenso in der Apostelgeschichte.

Bei der Verkündigung des Engels Gabriel an Maria, von der uns der hl. Lukas in seinem Evangelium berichtet, spricht sie der Engel nicht mit ihrem eigentlichen Namen an. Er nennt sie nicht Maria; er bezeichnet sie vielmehr als die *Gnadenvolle,* die mit der wahlwollenden Liebe Gottes Erfüllte, indem er spricht: "Gegrüßet seist du, Gnadenvolle, der Herr ist mit dir!" — Oft wird Maria in den Evangelien auch die *Mutter Jesu* oder "seine Mutter" genannt.

Ein einziges Mal nennt sie das Evangelium bei der Heimsuchung *die Mutter des Herrn* (Luk. 1:43). "Mutter des Herrn" aber bedeutet nach biblischem Sprachgebrauch soviel wie "Mutter Gottes", denn für die frommen Israeliten war niemand anderer "der Herr" als nur Gott allein. (Vergleiche dazu Luk. 1:28; 2:11).

Gelengentlich werden im Evangelium Maria und Josef zusammen auch "Eltern Jesu" oder "seine Eltern genannt. So bei Luk. 2:27,41,43.

In den Apostelbriefen fehlt jede Namensbezeichnung für Maria. Es wird uns dort nur gesagt, daß Jesus dem Fleische nach aus dem Geschlechte Davids stammte (Rom. 1:3) und von einer Frau geboren wurde (Gal. 4:4).

Der Eigenname Maria

Der eigentliche Name der Mutter Jesu ist Maria. Was nun diesen Namen anbelangt, so müssen wir allerdings sagen, daß er in dieser Form erst aus der ältesten lateinischen Überlieferung stammt und durch die alte lateinische Vulgata-Bibel verbreitet worden ist.

Älter als der lateinische Text der Evangelien ist ihr griechischer Text. Der Urtext der auf uns gekommenen Bücher des Neuen Testamentes ist griechisch. Im griechischen Urtext der Evangelien ebenso wie in den griechischen Texten des Alten Testamentes lautet der Name nicht "Maria", sondern "Mariam".

Dieser griechische Namen der Gottesmutter entspricht der allerältesten, seit den Tagen des Moses bei den Juden bekannten hebräischen Namensform "Mirjam". Vielleicht hat man zur Zeit Jesu im aramäischen Dialekt auch "Mirjam" gesprochen.

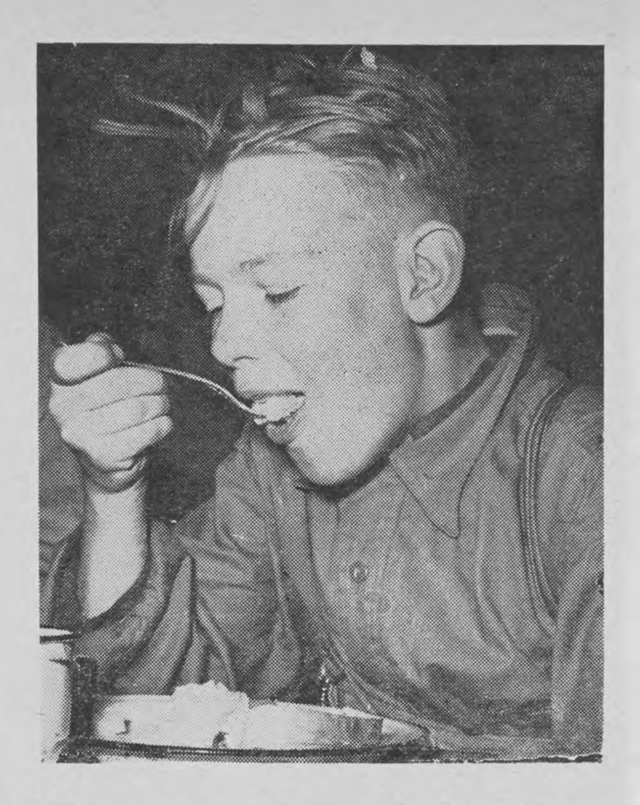
*

Wenn Eltern ihrem Kinde einen Namen geben, so pflegen sie dafür bestimmte Gründe zu haben. Da übrigens Maria, als die spätere Gottesmutter, von Anfang an unter der besonderen Obhut und Führung Gottes stand, dürfen wir annehmen, daß Gottes Vorsehung auch in besonderer Weise über ihrer Namensgebung wachte. Das Mädchen sollte, wie viele heilige Personen des alten und des neuen Bundes, einen Namen erhalten, der ihrer Persönlichkeit und Sendung entsprach. Die Christen waren sich schon seit den Väterzeiten der Bedeutung des Namens Maria für die Gottesmutter bewußt. Darum haben sie bis auf den heutigen Tag immer wieder nach dem Sinn des Namens "Maria" geforscht.

Schon zur Zeit der Geburt der Mutter Jesu scheint der Name Maria, Mirjam in Israel verbreitet gewesen zu sein. Wir kennen allein schon aus den Evangelien eine Reihe von Frauen mit dem Namen Maria, so Maria Magdalena, Maria von Bethanien und Maria Kleophae oder Alphäi. In der Apostelgeschichte wird uns noch Maria, die Mutter des Evangelisten Markus, genannt.

Wenn man zur Zeit Christi einem Kinde den Namen Maria, Mirjam gab, so hat man dabei wohl an die vergangenen großen Zeiten des Gottesvolkes gedacht und sich der berühmten Schwester des Moses erinnert, die Mirjam, Maria geheißen hatte. In Erinnerung an diese große Mirjam hatte der Name damals im jüdischen Volke etwa die Bedeutung von Herrin und Führerin des Volkes und gotterleuchteter Prophetin erhalten. Weil nun in der Zeit der römischen und herodianischen Bedrückung viele Eltern in Israel wünschten, daß ihre Tochter eine zweite Mirjam, Maria werden möge, darum war der Name Maria, Mirjam zur Zeit Christi so häufig.

Von dieser Mirjam, der großen Schwester des Moses, wird uns in den heiligen Schriften des alten Testamentes wiederholt erzählt. Sie erscheint dort als die nächste Verwandte und Helferin des Moses. Moses selbst ist der Befreier des Volkes aus der ägyptischen Knechtschaft das Vorbild Christi als des Erlösers (vergl. Apg. 7:35). Der Mirjam des alten Testamentes wird der am Nil ausgesetzte Moses zur Obhut anvertraut. Sie wird als Führerin des Volkes bezeichnet und Prophetin genannt. Wir dürfen wohl annehmen, daß die Eltern der Gottesmutter bei der Namengebung ihrem Wunsche nach dem bald kommenden Heil Ausdruck verleihen wollten. Wie einst die alte Maria mit Moses das Volk aus der Gefangenschaft befreit hatte, so sollte die neue Maria Gehilfin werden des Messias, der kommt. In diesem Wunsche und bei dieser Namengebung sind die Eltern der Gottesmutter wohl einer inneren Anregung gefolgt. Tatsächlich ist ihr Kind Maria als Gottesmutter die nächste Verwandte und Helferin des Heilandes und Erlösers geworden. Ihrer Obhut wurde das Jesuskind anvertraut. Sie ist die Königin und Führerin des Volkes zum Heil. Sie ist Prophetin, ja Königin der Propheten geworden. Maria, die Schwester des Moses, ist nur ein schwaches Vorbild und ein matter Abglanz der Gottesmutter Maria gewesen. Daß sie dies war, ist der zunächstliegende Grund, warum die göttliche Vorsehung für die Mutter Jesu den Namen Maria gewählt hat. –



Er wartet auf dich...

Der Bissen Brot, der Becher Wein,
sie sollen dir gesegnet sein.
Doch wächst kein Brot in dieser Welt,
drauf nicht des Hungers Träne fällt —
doch wächst kein Wein in dieser Welt,
den nicht des Hungers Zähr' vergällt,
des Hungers, der millionenfalt
am Wege hockt bei jung und alt. —
Wie Christ, du schmeckst die Träne nicht
im Brot, das dir der Himmel bricht?
Spürst nicht im Wein, der dir geschenkt,
die Bitternis, die ihn durchtränkt?
"Der Hunger ist ein fremder Mann",
sprichst du und störst dich nicht daran?
Sag nie, sag nie, du kennst ihn nicht:
er trägt des Bruders Angesicht,
des Bruders, der am Wegrand wankt,
des Bruders, der für Knochen dankt,
des Bruders, der im Elend stirbt,
des Bruders, der vor Qual verdirbt. —
Sag nie, sag nie, du kennst ihn nicht,
dies fahle Bruderangesicht. —
Du kennst ihn nicht, den Irgendwen?
Hast du ihn nicht am Kreuz gesehn,
der sprach: was ihr den Ärmsten tut,
das tut ihr mir zugut?
Der Bissen Brot, der Becher Wein,
laß sie des Bruders Segen sein.
Denn er wartet auf dich,
du bist nie allein.

Erwin Kleine

Der Schwindel der Astrologie

von Dr. Max Rößler

Der Ingenieur sagte den angekündigten Besuch ab, ohne einen Grund anzugeben. Aber seine Frau informierte mich: Er hatten sein Horoskop befragt, und die Sterne standen an jenem Tag für ihn nicht günstig. Ich kannte ihn als einen betont nüchternen Menschen, der vor Glaube und Kirche, vor Christus und Evangelium zwar Respekt hatte, der ihnen aber keineswegs das Recht eingeräumt hätte, richtunggebend, ordnungschaffend in sein Leben einzugreifen. Aber die Sterne, die hatte er schon befragt, ehe er geheiratet hatte. Seine Frau hat es mir erzählt, wie demütigend sie es empfunden habe, als er, ehe er ihr einen Heiratsantrag machte, zunächst ihr Horoskop anfertigen ließ, um es mit seinem zu vergleichen, und daß er sogar den Termin der Hochzeit abhängig machte von der Konstellation der Sterne.

Ist doch etwas dran?

Zugegeben, lieber Hörer, das sind Einzelfälle — wenngleich es zu denken gibt, daß ein Mensch, der sonst nur Maße und Zahlen, Mathematik und Physik gelten läßt, daß ein solcher Mensch dermaßen der Astrologie hörig werden kann. Wenn also auch nicht immer eine derartige Abhängigkeit vorliegt — daß es viele Menschen gibt, die sich nach den Sternen richten — selbstverständlich mehr oder minder — daß es sehr viele Menschen gibt, die behaupten, etwas wäre schon dran an der Sterndeuterei, das steht für unsere Zeit außer Frage. Als ich einmal einen Redakteur überzeugt hatte, daß er mit den Wochenhoroskopen in seiner Zeitung die allgemeine Verwirrung auf diesem Gebiet nur noch unterstütze, brachte er daraufhin keine Sternspalte mehr. Die Leser reagierten jedoch sehr sauer. Von allen Seiten kamen Abbestellungen, so daß sich der Arme gedrängt fühlte, fortan wieder diesen Schmarren zu bringen. Kommt irgendwo in einer Gesellschaft das Thema auf diese Frage, so ist die vorherrschende Meinung: Na, ja, vieles ist da falsch und übertrieben, aber einiges ist schon dran. Und dann wird hingewiesen auf Mond, Ebbe und Flut und auf Beispiele, wie der Kosmos unsere Stimmung, unsere körperliche und seelische Verfassung beeinflußt. Nun, gerade hier in München spürt man genau, wie stark der Föhn auf Menschen einwirken kann. Und allerorts weiß man, wie sehr die Sonne den Menschen beleben und wie anhaltend trübes Wetter den Menschen bedrücken kann. Auch die Tatsache, daß gewisse Vorgänge im Körper der Frau mit der Mondphase den gleichen Zeitraum teilen, kann nachdenklich stimmen. Aber derlei Dinge sind keine Astrologie. Es ist ein grundlegender Unterschied zwischen Astronomie und Astrologie.

Die *Astronomie* — das ist die Wissenschaft von den Sternen. Sie sagt uns etwas beispielsweise darüber, daß die Sonne von der Erde acht Lichtminuten entfernt ist und daß der Andromedanebel rund eine Million Lichtjahre von uns entfernt ist.

Die *Astrologie* — das ist die Behauptung, gewisse Sterne würden entscheidend Art eines Menschen und Gestaltung seines Schicksals bestimmen.

Im folgenden sprechen wir lediglich von dieser zweiten Gruppe — von dieser, solches behauptenden Astrologie. Daß sie bei vernünftigen Menschen überhaupt diskutabel werden konnte, verdankt sie vor allem der Verwechslung oder der Vermischung mit der Astronomie oder der Astrophysik. Denn wenn es eine Macht über uns gibt, äußert sich deren Größe am eindrucksvollsten in der unabsehbaren Tiefe und Weite des funkelnden Sternenhimmels. Und wenn man ein Beispiel brächte, wie eine Macht von außen in unser Befinden hineinwirkt, dann biete sich als nächstes die Beeinflussung durch Wetter, Sonne und Mond an.

Die entscheidenden Fragen

Nun ist die Frage: Ist denn irgend was Wahres an der Astrologie? Lieber Hörer, lassen Sie mich, um das herauszufinden, drei Fragen an die Astrologie stellen:

1. *Welche Sterne sollen denn für unser Schicksal wirksam sein?* Am Abendhimmel sehen wir viele Tausende, und die Astronomen wissen gar von Millionen. Welche davon sollen nun entscheidend sein für die Leberkrankheit meines Nachbarn? Sagen die Astrologen drauf: Nun vor allem die Planeten, also jene Sterne, die um die Sonne kreisen — das sind Venus, Mars, Jupiter, Saturn, Merkur. Früher zählte man noch dazu die Sonne, meinte man doch, sie kreise um die Erde. Nahm man ferner noch den Mond hinzu, hatte man sieben. Sieben aber war die geheimnisvolle, magische Zahl, und so war man denn rasch bei der Hand, zwischen diesen sieben Planeten und den sieben Wochentagen Entsprechungen herauszufinden. Dann aber entdeckte man Uranus und Neptun und erst 1930 gar noch Pluto. Aus war's also mit der Siebenzahl! So wie's längst schon aus war mit der Vorstellung, die Erde sei der Mittelpunkt des Weltalls und das ganze Sternengewölbe kreise um sie. Doch solche Erkenntnisse störten die Astrologen wenig. Sie hielten munter an der Behauptung fest, daß diese Planeten unser Schicksal bestimmen. Auf die Frage freilich, warum nur diese und sonst keiner der ungezählten Sterne — etwa einer aus dem so deutlichen Sternbild des Großen Wagens — auf diese Frage kam keine Antwort. Die Antwort hätte nämlich entlarved wirken müssen. Warum diese Planeten? Nun, weil sie alle Götternamen tragen und weil sie früher als Götterkraft galten. Die wesentlichen Behauptungen der Astrologen stammen nämlich aus einer Zeit, wo man an Götter glaubte. Ja, die alten Babylonier machten in ihrer Keilschrift für den Begriff "Gott" jeweils nur einen Stern.

2. Frage: *Wie wirken, nach Auffassung der Astrologen, die Sterne auf unsere Wege und Leben?* Nun, genau so, wie sie hießen. Venus, die Göttin der Liebe und Schönheit, kommt also der Genußfreudigkeit, der Sinnlichkeit, den erotischen Bedürfnisse entgegen und steigert sie. Mars, der Kriegsgott, bewirkt und unterstützt Streitlust und Kampfesmut usw. Auch die Tierkreiszeichen wirken angeblich ihrem Namen gemäß. Wess' Zeichen der Widder ist, soll durch Angriffslust und Steifnakkigkeit ausgezeichnet sein. Wer sich zu den Waagenschalen zählt, soll ein Mensch des Ausgleichs, der Gelassenheit und der Gerechtigkeit sein. Die Wirklichkeit bestätigt das natürlich in keiner Weise. Ja, es ist recht unterhaltsam, etwa bei Ludwig Reiners, der darüber ein kluges Buch geschrieben hat, zu lesen, daß das Stierzeichen einen Nützlichkeitsmenschen mit großem Familiensinn forme. Dazu zählen dann Lenin, Kant, Robespierre. Der Krebsmensch sei unentschlossen und ohne Ausdauer. Beispiele: Helen Keller, Amundsen und Graf Zeppelin. Der Schützetyp sei human und gütig, handle gemäß dem Grundsatz: "Leben und leben lassen", und dann zählt ausgerechnet Stalin dazu. Heinrich VIII. von England gehört zu den Wassermännern — soll also liebenswürdig und menschenfreundlich gewesen sein.

3. Gehen wir zur dritten Frage: *Wann wirken die Sterne?* Antworten die Astrologen darauf. Entscheidend ist die Zeit der Entbindung; sie bestimmt alles Künftige. Als ob dieser Zeitpunkt nicht verzögert oder beschleunigt werden könnte! Als ob zu diesem Zeitpunkt nicht bereits das Geschlecht des Menschen und aus der Erbmasse auch der Grundriß seines Charakters feststünden! Als ob das Kind in diesem einzigen Moment von besonderer Empfänglichkeit für Stahlkräfte wäre, nicht vorher und nie mehr nachher! Als ob nicht einwandfrei nachgewiesen wäre, daß mehrere Menschen genau denselben Zeitpunkt der Entbindung aufweisen, also demgemäß auch von selber Art und selbem Schicksal sein müßten! Als ob mit Rilke gleichzeitig einige Dutzend Lyriker, mit Mozart eini-

Vor Einem Antlitz Christi

von Peter Freh

Die Kirche ist erst vor ein paar Jahren gebaut worden. Das Weiß ihrer Wände ist noch frisch, aber wenn man ein Weilchen in ihr kniet, dann spürt man: sie ist schon durchbetet. Vielleicht weil sie nicht sehr groß ist und weil der Priester meiner Gemeinde sich um eine besonders schöne, einfache Weise des Gottesdienstes müht; eine Weise, die zu den Ursprüngen christlicher Feier zurückkehrt. An diese Ursprünge erinnert auch das Raum beherrschende Bild des Kyrios in der Apsis: Der Herr thront über der Welt wie über dem Altartisch, Alpha und Omega, Anfang und Ende von allem. Und wenn der Priester zum Volk gewendet die Messe liest, dann steht er unmittelbar unter den ausgebreiteten segnenden Armen Christi, auch er mit erhobenen Armen, ergreifendes Bild der Stellvertretung.

Es gibt sonst kein Bild in der Kirche; sie ist nicht übertrieben "modern" und weiß um das Verlangen einfacher, betender Menschen — "aber dieser Christus", sagt die Frau, "nein, der kann mir nicht gefallen. Links vom Scheitel ist sein Haar rot, rechts ist es grau — so hat er doch bestimmt nicht ausgesehen! So sieht überhaupt kein Mensch aus." Sie denkt an die Bilder in ihrer Kinderzeit.

Und doch: Vor diesem fremden Christus erfährt sie, je länger und öfter sie ihn anschaut, etwas Seltsames. "Die Augen", sagt sie, "ich glaube, es sind die Augen. Das behauptet sogar mein Junge: 'Er schaut einem durch und durch."

"Seine Augen sind ungleich", sagt der Junge, "vielleicht kommt es daher?"

Aber es kommt nicht daher, Es ist das Geheimnis dieses Antlitzes, daß es sich, alles willkürlichen "Natürlichen" entkleidet, wie ein Verborgenes langsam öffnet: Antlitz des Christus, verborgen in Gott; daß es unser Offensein fordert, um uns bis ins Innerste zu durchdringen, so, wie es im 138. Psalm heißt: "Herr, Du weißt mich, und Du kennst mich . . ."

Es ist nicht leicht, den Augen standzuhalten, aber wer sich in sie hineingibt, der mag erfahren, daß man durch dieses Antlitz Christi anbetend wandern kann wie durch einen weiten zeitlosen Raum:

Ich danke Dir, Herr, Christus, für Deine Stirn, die jene nie auszuschöpfenden Gedanken barg: der Liebe, des Opfers Deiner selbst, der Erlösung; den Gedanken der Eucharistie, auf daß Du bei uns seiest alle Tage bis zum Ende der Welt.

Ich danke Dir für Deine Augen, die unsere Erde angeschaut haben, die Berge und Wasser, die Bäume, in denen die Vögel des Himmels wohnen, die Pracht der Lilien und die Felder. Für Deine Augen, die uns anschauten: die Sünder und Kranken, die Hochmütigen und die Zöllner, die Armen und die Satten. Für Deine Augen, die um uns und die Welt weinten.

Ich danke Dir für Deinen Mund, der zu uns sprach; zu den Jüngern und den Scharen, die wie eine Herde ohne Hirten waren; zu Nikodemus und zur Samariterin am Brunnen, zu Maria Magdalena und zum Hauptmann. Für diesen Mund, der die Sendung und das Reich des Vaters kündete; der so oft gesagt hat: "Steh auf und geh!"; der uns das Vaterunser lehrte, der das unsägliche Wunder des Hohenpriesterlichen Gebetes sprach und der in der Stunde des Abschieds tröstete, wie kein Mund der Menschen trösten kann: "Euer Herz erschrecke nicht. Ich will euch wiedersehen, und eure Freude wird niemand von Euch nehmen"; der uns das Gebot der Liebe gab und in letzter Qual, von Blut und Essig benetzt, bat: "Vater, verzeihe ihnen!"

Ich danke Dir für Dein Antlitz; daß Du unser, der Menschen Antlitz tragen wolltest, jenes geschändete Ebenbild des Vaters, das Du wunderbar wiederhergestellt hast.

Mit der Wanderung solchen Gebets kommt man sowenig jemals

zu Ende wie mit dem Staunen über die Wirklichkeit des menschlichen Antlitzes Christi, daß es in der Welt war, unter Millionen Gesichtern, und daß es heute noch ist und in Ewigkeit sein wird: verklärt zur Rechten des Vaters.

Aber da die Gedanken von einem "modernen" Bild Christi ausgingen, meinen sie, am Rande ,noch etwas anderes:

Wir haben neue Kirchen und alte; es wird viel und mit redlichem Willen diskutiert und geschrieben über die Möglichkeiten, über Sinn und dienende Aufgabe moderner Kunst im kirchlichen Raum. Hier und in diesem Zusammenhang sei nur eine Frage dazu gestellt:

Ob es sich zuweilen lohnen kann, offen und mit Geduld zu schauen auch da wo wir zuerst befremdet und ablehnend den Kopf schütteln.

Sozialistische Taufe

Unter der Überschrift "Eine Feier für Heike und Gabriele" veröffentlichte eine in der Sowjetzone erscheinende Tageszeitung folgenden Bericht:

Kommt man vom lichtüberfluteten Markt in das Rathaus, so erscheint es einem gewöhnlich düster und bedrückend. Den Menschen aber, die am Sonntag vormittag die dunkle Halle betraten, kam sie licht und hell vor, wie es in ihrem Herzen war. Ein freudiger Anlaß hatte sie hergeführt, ein Anlaß, in dessen Mittelpunkt zwei kleine Mädchen standen. Die dreijährige Heike und die sechs Wochen alte Gabrielt Rauchmaul sollten die Sozialistische Namensgebung erhalten.

Die Eltern, Sigrid und Dieter Rauchmal, arbeiten im VEB Schott & Gen. Sie haben Freunde gebeten, Paten zu sein; Menschen, von denen sie wissen, daß sie ihnen bei der sozialistischen Erziehung ihrer Kinder helfen werden. Peter Rauchmal leistet den Ehrendiest, Edith Becker ist Arbeiterin im VEB Carl Zeiss, Hubert Frank im VEB Schott, Anita Loth Arbeiterin im VEB Schott.

Das Ehepaar betritt das Zimmer, in dem die feierliche Handlung stattfindet. Blattpflanzen und Blumen geben dem Raum ein festliches Gepräge. Einige Minuten ist es still. Dann ertönt Musik. Das Qartett des Sinfonieorchesters Jena spielt den 1. Satz aus dem Quartett Nr. 17 von Wolfgang Amadeus Mozart.

Mit herzlichen Worten wendet sich der amtierende Oberbürgermeister Kurt Schmalz zu den Eltern und Paten: "Die tiefe Liebe und Zuneigung unseres sozialistischen Staates gilt in erster Linie den Kindern. Sie, die heute noch klein sind, werden morgen die Träger des Staates sein.

Bei der Erziehung der Kinder erwächst den Eltern und Paten eine verantwortungsvolle Aufgabe. Sie sollen durch eigenes Vorbild den Kindern stets Ratgeber und Helfer sein. Am Tage der Jugendweihe werden die Paten den Eltern und Kindern darüber berichten, wie sie diese Aufgabe erfüllt haben."

Dann bittet der amtierende Oberbürgermeister die Eltern und Paten, sich von den Plätzen zu erheben. Leise setzt Musik ein. Die Kinder Heike und Gabriele Rauchmaul bekommen den Lebensspruch: "Das Wertvollste, was der Mensch besitzt, ist das Leben. Es wird ihm nur ein einziges Mal gegeben, und er soll es so nützen, daß ihn keine zwecklos vertanen Jahre zu bedrücken brauchen und daß er am Ende sagen kann: 'Meine ganze Kraft, mein ganzes Leben habe ich dem Herrlichsten in der Welt gewidmet — dem Kampf um die Befreiung der Menschheit.'"

Eltern und Paten geloben, die Kinder im Geiste des Sozialismus zu erziehen.

Nach der feierlichen Handlung überreicht der amtierende Oberbürgermeister Frau Rauchmaul einen Strauß Nelken. Er beglückwünscht die Eltern und wünscht ihnen und ihren Kindern eine glückliche Entwicklung in unserem Arbeiter- und Bauern-Staat. Die Klänge der Nationalhymne beenden die Feierstunde. die jedem von uns etwas gab und den Willen festigte, alle Kraft dafür einzusetzen, ". . . daß die Sonne schön wie nie über Deutschland scheint."

ge Dutzend Komponisten geboren wären! (Dabei beginnt das Leben des Menschen doch nicht bei der Geburt, sondern im Augenblick der Empfängnis! D.R.)

Ein Wust von Unfug und Unsinn

Noch eine ganze Reihe von Fragen ließe sich aufwerfen, die diese Art von Astrologen in Verlegenheit bringen würden — etwa die Frage: Was heißt "Tierkreiszeichen", wenn diese Sterne doch lediglich aus unserer Sicht heraus eine gewisse Figur bilden, tatsächlich aber durch unendliche Tiefen voneinander entfernt sind und keineswegs eine kosmische Wirkeinheit darstellen. Ja, was heißt "Wirkung des Tierkreiszeichens", wenn diese Zeichen heute gar nicht mehr dort stehen, wo sie nach der Behauptung der Astrologen ihre Wirkung ausstrahlen! Und dann: Wenn zum Beispiel beim Bombenangriff auf eine Stadt wie Würzburg Tausende von Menschen das Leben verlieren, will die Astrologie behaupten, sie könnte diesen jähen Tod gerade diesen Menschen durch deren Geburtshoroskope nachweisen? Ach, ein Wust von Unsinn und Unfug ist das, was man heutzutage Astrologie nennt. Man kann nur den Kopf schütteln, wenn man sieht, von welcher Breitenwirkung dieser Wahn ist. Man muß Reiners zustimmen, wenn er, nach sorgfältiger Widerlegung all dieser krassen Irrtümer, die Astrologie einen *"frechen Schwindel"* nennt und feststellt: "Alle von den Astrologen behaupteten Tatbestände sind nicht vorhanden, alle zur Erklärung gelieferten Theorien sind nachweislich falsch. *Die Sterne lügen nicht, aber die Astrologen!* Die Gestirne schweigen!"

Warum lieber Hörer, sprechen wir aber davon im Rahmen unserer Senderreihe "Das Gesetz"? Weil diese Sterndeuterei Aberglaube ist, sich also gegen die rechte Gottesverehrung richtet. Hier ist in Frage gestellt die göttliche Vorsehung. Hier ist verneint die Freiheit des menschlichen Willens. Hier ist nämlich nicht Platz für die erbarmende, rettende, heilende, für die stärkende, anregende, führende, aber niemals zwingende, nie gewaltbrauchende Helferhand Gottes. Und hier ist nicht Raum für das aus der Freiheit der Liebe gesprochene Ja unseres

Die Nonne und die Taenzerin

Mata Hari war eine Spionin — Schwester Leonide eine Ordensfrau

Ein erregender Tatsachenbericht von Fritz Maingast

13. Februar 1917

Das große Tor des Frauengefängnisses Saint Lazare in Paris öffnet sich knarrend. Durch die Einfahrt passiert ein Auto mit heruntergelassenem Vorhang. Als erster entsteigt ihm Polizeikommissar M. Priolet, ihm folgt eine schlanke, in kostbaren Pelz gehüllte Dame, die zwei Gendarmen in den düsteren Gefängnisbau eskortieren. Sie trägt keine Handschellen, aber die Pistolen der Gendarmen sind entsichert. Wollte die Frau ihren Wächtern entfliehen, würden sie unfehlbar schießen. Sie wissen nicht, wie die Unbekannte heißt, aber aus der Tatsache, daß Capitaine Bouchardon, Untersuchungsrichter des Kriegsgerichtes, die Frau nach kurzem Verhör ins Gefängnis schickte und Monsieur Priolet, Kommissar der französischen Spionageabwehr, sie begleitet, schließen die Gendarmen, daß es sich bei der Gefangenen um eine Spionin handelt. Monsieur Priolet, der sie im Elysée-Palast-Hotel verhaftete, weiß mehr. Ihm ist bekannt, daß die Holländerin Margarete Zelle, alias Mata Hari, geschiedene Mac Leod, unter dem Verdacht der Spionage zugunsten Deutschlands steht. Ein Jahrzehnt lang hat sie als indische Tempeltänzerin märchenhafte Triumphe in allen europäischen Hauptstädten gefeiert, aber jetzt liegen die Männer, die ihr auf der Bühne zujubelten, in Pfützen und Dreck der Schützengräben, und die Tänzerin muß ihrem Luxus zuliebe ein gefährliches Spiel treiben. Sie nimmt Geld von dem französischen und deutschen Geheimdienst zugleich. So reist sie mitten im Krieg von Deutschland nach Frankreich, von Frankreich nach Belgien, von Belgien nach Holland, von Holland nach Spanien. Aber die Funkstation des Eiffelturmes fängt einen Funkspruch der deutschen Botschaft in Madrid auf, der ihr zum Verhängnis wird. Von Madrid kehrt sie nach Paris zurück, da erscheint Monsieur Priolet im Palast-Hotel, während sie noch im Bett liegt und frühstückt. Umsonst sucht die verführerische Frau den Polizeikommissar mit ihren Reizen zu verwirren, eine Stunde später geleiten sie die Gendarmen mit entsicherter Pistole in die fensterlose Zelle von Saint Lazare. Eine einfache Pritsche ist die ganze Einrichtung. Ohnmächtig sinkt die Gefangene auf die armselige Matratze. Als sie wieder die Augen aufschlägt, steht vor ihr die Schwester Léonide vom Orden Marie-Josef du Dorat. Schwester Léonide, die kleine zierliche Nonne aus der Auverge, hält sich in Saint Lazare seit 46 Jahren auf und versieht mit fünfzig anderen Nonnen den schweren Dienst der Gefängnisaufsicht. Sie will Mata Hari trösten, aber diese wendet sich zornig von ihr ab. Sie verzichtet auf die Hilfe einer Klosterschwester, sie hat mächtige Freunde genug in Paris, Minister, hohe Offiziere, Diplomaten, sie werden ihr beistehen und sie aus den Kerkermauern von Saint Lazare befreien.

21. Juli 1917

Keiner von Mata Haris Anbetern und Bewunderern hat im Verlauf von fünf Monaten und einer Woche gewagt, ein einziges Wort für sie einzulegen, geschweige denn sie zu befreien. Nur die Klosterschwester Léonide erwirkte gleich im Anfang bei dem Gefängnisarzt Dr. Bliard, daß Mata Hari auf Zelle Nr. 12, die freundlichste des Gefängnisses, kam. Zwei Fenster erhellen den großen Raum. Darin stehen drei Betten, in einem schläft ein Mädchen vom Gefängnispersonal, in dem anderen die Gefangene, das dritte bleibt unbenützt. Den Tag über verweilt Schwester Léonide bei der Tänzerin. Mata Hari hat ein kindliches Vertrauen

---

Herzens zum Willen Gottes und für das aus Gottesfurcht und Gottesliebe gesprochene Nein zur Versuchung der Sünde. Darum ist — und hier zitiere ich ein moraltheologisches Werk unserer Tage — darum ist die Astrologie, sowohl das Stellen, wie das Sichstellen-lassen von Horoskopen und ganz besonders auch das Verbreiten der Ideen, *schwer sündhaft.*

Und die Zeitungs-Horoskope?

Nicht gemeint ist hiermit jene Spielerei, die es nicht ernst meint mit den Horoskopen. Nicht gemeint ist hier das flüchtige Interesse, das nur mal nachschauen will im Wochenhoroskop, ohne den Sternen Entscheidungsmacht zuzubilligen. Gerade die Wochenhoroskope in den Zeitungen fordern sogar den Spott und die Verachtung der Astrologen heraus, denn die eigentliche Astrologie läßt ja nur das Geburtshoroskop gelten. Diese Phantasien in den Zeitungen zeichnen sich zudem durch besondere Primitivität und Willkürlichkeit aus. Dennoch muß sich auch ein Mensch, der nur so nebenbei und gar nicht ernst sich mit diesen Dingen abgibt, die Gewissensfrage vorlegen, ob er damit nicht doch dazu beiträgt, in sich und vielleicht auch in anderen die Anfälligkeit für diesen Wahn zu stärken. Denn es gehört zu den dämonischen Anfechtungen des Menschen, daß er bisweilen das Unglaubliche — also Irrtum und Betrug — lieber und leichter glaubt, als das Glaubhafte und das Glaubwürdige, nämlich die Wahrheit und Wirklichkeit.

zu ihr gefaßt, seit sie die Güte und die Selbstverleugnung der Nonne kennenlernte. Dem Untersuchungs_ richter Bouchardon kommt dies zu Ohren, und er lädt die Schwester zu sich in den Justizpalast vor. Dort bietet er der Ordensfrau den einzigen Stuhl an, der sich außer seinem eigenen im Zimmer befindet. Auf diesem Stuhl nehmen gewöhnlich die Untersuchungsgefangenen Platz. Schwester Léonide lehnt ab: "Ich will lieber stehen. Aber warum haben Sie mich kommen lassen, Monsieur? Mit dreiundsechszig Jahren geht man nicht mehr gerne außer Haus."

Hauptmann Bouchardon lächelt dünn: "Man könnte im Gefängnis auf die Welt vergessen, ehrwürdige Mutter. Man könnte darauf vergessen, daß am Chemin des Dames die französischen Sturmbattalione verblutet sind, nachdem ein Agent den Angriffsplan an den deutschen Generalstab verraten hat."

"Warum sagen Sie mir das, Monsieur?

"Weil Sie Französin sind. Und weil diejenige, die den Plan verraten hat, sich Ihnen anvertraut; sie wird Ihnen offenbaren, was sie mir bis jetzt verschwiegen hat."

"Meinen Sie Margarete Zella?"

"Ja, die! In drei Tagen findet die Kriegsgerichtsverhandlung statt, aber die Spionin hat noch nicht gestanden. Ich brauche Ihre Unterstützung, ehrwürdige Mutter. Helfen Sie mir die Agentin überführen! Sie allein können es. Und Sie sind Französin, denken Sie daran! Der Verrat Margarete Zellas hat 50 000 Franzosen das Leben gekostet."

Schwer atmet die Nonne und stützt sich auf die Lehne des vor ihr stehenden Stuhles: "Wofür halten Sie mich, Monsieur? Ich bin nicht in Saint Lazare, um Gefangene auszuhorchen und ihr Vertrauen zu mißbrauchen . . .!"

"Mißbrauchen nennen Sie das, wenn Sie Ihrem Vaterlande dienen?"

"Ich diene Gott . . ."

"Und stammt die Gerechtigkeit nicht von Gott?"

"Gottes Gerechtigkeit ist etwas anderes als die menschliche Gerechtigkeit. Ich lebe mit den Gefangenen und ich bete mit ihnen, daß sie sich auf sein Gericht vorbereiten."

Vor dieser Ruhe verliert Bouchardon die Selbstbeherrschung: "Und daß Sie Ihre Kraft, Ihr Gebet, Ihre Liebe an eine Unwürdige verschwenden, an eine Dirne,

---

Angst, leg dich schlafen
Hoffnung, zieh dich an
du mußt mit mir gehen,
schnür die Schuhe fester!
Ich hielt dich lang,
kleine Schwester.
Schön bist du geworden,
und ich freu mich dran.

Wohl, auch ein Schluchzen
kommt mich heimlich an,
wenn ich bedenke,
daß ich dich jetzt führe
durch Nacht und Nebel
zur verschloßnen Türe,
die sicher nur
ein Engel öffnen kann.

Bist du ein Engel? —
Warte! Flieg nicht so!
In meinem Alter
hat man Blei im Blute.
Bisher war Demut
meine Wünschelrute,
doch vor dem Tore hier
brach sie mir wie Stroh.

Und auch mein Herz,
das ich hier angebracht
als Einlaßklopfer,
baumelt nutzlos nieder.
Mein warmes Obdach
öffnet sich nicht wieder,
ich frier' davor
schon manche bittre Nacht.

Geh doch voran! —
Ich stell mich hier ins Kraut,
tu den Gefallen mir,
du Scheue, Zarte!
Sag durch den Spalt dann,
daß ich ewig warte,
und daß es mir
vor keiner Schande graut.

Christine Lavant

---

deren Körper nicht nur allen Blikken, sondern auch allen Käufern preisgegeben war, das bekümmert Sie nicht?"

Schwester Léonide antwortete sanft: "Sie ist nicht die erste und nicht die letzte Sünderin in unserem Gefängnis. Als ich vor sechsundvierzig Jahren meinen Dienst in Saint Lazare antrat, begegnete ich in einer Zelle Félicie Gimet, die 1871 während der Pariser Kommune Erzbischof Darboy und fünf andere Geiseln erschießen half und ihre Leichen mit Champagner begoß. Sie versprach mir, sich zu bekehren, wenn sie die Freiheit erlangte. Später wurde sie begnadigt, aber sie blieb freiwillig im Gefängnis und büßte und starb wie eine Heilige. Das sind die Dinge, um die ich mich kümmere, Monsieur Bouchardon."

Noch einmal widerspricht ihr der Offizier und erinnert sie daran, daß Mata Hari Protestantin ist. "Ja, freilich", lächelt die Klosterfrau, wie gut, daß ich Katholikin bin. Das verpflichtet mich, allen zu helfen." Dann wendet sie sich zur Türe. Capitaine Bouchardson springt vom Stuhl auf und begleitet sie auf den Korridor.

24. Juli 1917

Die Abendsonne leuchtet mit goldrotem Schein in die vergitterten Fenster von Saint Lazare. Unruhig geht Schwester Léonide in der Zelle Nr. 12 auf und ab. Sie wartet auf Mata Hari. Seit dem frühen Morgen steht die Tänzerin vor ihren sieben Militärrichtern, die das "Schuldig" oder "Nichtschuldig" sprechen. Der siebzigjährige Advokat Edouard Clunet verteidigt sie, Maître Clunet ist voll Zuversicht für seine Mandatin. Der Schwester Léonide hat er vor der Verhandlung klargemacht, daß man lediglich auf Indizien, Vermutungen und Kombinationen hin keinen Menschen zum Tod verurteilen kann. Der am Eiffelturm aufgefangene Funkspruch nennt nur den Agenten H 21, aber nicht Mata Hari. Und wenn sie auch wirklich von beiden Geheimdiensten Geld genommen hat, ist das lange noch kein Beweis für ihre tödliche Schuld. Vollends die Anklage, daß die Offensive am Chemin des Dames wegen Mata Haris Spionage zusammengebrochen ist, erscheint ihm absonderlich. Warum zieht das Kriegsgericht dann nicht den Stabsoffizier zur Verantwortung, der Mata Hari das Geheimnis in einer Schäferstunde preisgegeben haben soll?

Maître Clunet hofft auf Freispruch oder doch auf eine milde Strafe. Darum schmückt Schwe-

ster Léonide den kleinen Tisch der Zelle Nr. 12 mit weißen Rosen. Das sind die Lieblingsblumen der Tänzerin. Früher haben die Herren Frankreichs ganze Rosengärten für sie pflücken lassen, jetzt steckt die kleine arme Schwester Léonide einige Blumenstengel in die billige Tonvase. Sie wartet Stunde um Stunde. Endlich, die Sonne wirft eben ihre letzten Strahlen in die Zelle, endlich geht die Türe auf. Mata Hari wird hereingeführt mit aschgrauem Gesicht.

15. Oktober 1917, 5 Uhr

Die weißen Rosen in der Tonvase sind längst verwelkt. Heute steht auf demselben Tisch ein Kruzifix mit zwei brennenden Kerzen. Schwester Léonide kniet vor dem Kruzifix und betet. Zuweilen blickt sie auf das mittlere Bett, in dem die Tänzerin schläft. In den Betten links und rechts ruhen für diese eine Nacht zwei gefangene Frauen. Mata Hari ist seit gestern abend in einen tiefen Schlaf gesunken. Auf die Anweisung des Arztes hin hat ihr Schwester Léonide die doppelte Dosis Chloral gegeben. Der Schlaf flieht die Verurteilte seit Wochen. Seit Wochen wartet sie darauf, daß die Türe aufgeht und der Tod vor ihr steht, der Hinrichtungsoffizier. Doch immer tröstet sie die Nonne: "Ich verlasse dich nicht, ich bleibe bei dir bis zum Ende." Gestern am Sonntag hat Schwester Léonide erfahren, daß die einundvierzigjährige Spionin Margarete Zelle, alias Mata Hari, am Montag um 5 Uhr morgens vom Gefängnis abgeholt und in Vincennes um 6 Uhr 15 auf dem Schießplatz füsiliert wird. Die Nonne ist zutiefst erschrocken. Bisher hat sie gehofft, daß das Begnadigungsgesuch Mata Haris vom Präsidenten der Republik genehmigt. Jetzt ist der letzte Faden, der die Verurteilte mit dem Leben verbunden hat, zerrissen. Die Tänzerin selbst weiß es noch nicht, sie soll noch einmal schlafen, bevor sie den schweren Gang antritt.

Das Chloral tut seine barmherzige Wirkung. Nicht ein einziges Mal während der letzten Stunden, die sie zu leben hat, wacht sie auf. Und Schwester Léonide betet vor dem Kruzifix um Kraft und Gnade für ihren Schützling.

Da pocht es an die Türe. So pocht der Tod. Es ist Major Julien, Offizier des Hinrichtungskommandos. Ihm öffnet Schwester Léonide. Das Herz bleibt ihr stehen, als sie den Offizier mit dem roten Käppi erblickt. Er deutet auf die schlafenden Frauen: "Wer ist es?" fragt er kurz. Die Klosterschwester führt ihn zum mittleren Bett. Immer noch schläft Mata Hari, aber Julien rüttelt sie so lange, bis sie die großen dunklen Augen öffnet. Wie betäubt starrt sie auf den Sprechenden: "Frau Zelle, Ihr Gnadengesuch hat der Präsident abgelehnt, fassen Sie sich! Die Stunde der Sühne ist gekommen."

In jäher Todesangst erbleicht ihr Antlitz. Da beugt sich Schwester Léonide über sie und streichelt ihr die fahlen Wangen: "Mut, Mut!" flüstert sie mit zärtlicher Stimme. Es ist der Nonne, als wäre sie von Gott eigens für diesen Augenblick erschaffen, in dem sie einen Menschen vor der Verzweiflung retten. Und doch wiegen die Worte des Trostes auf ihrer Zunge schwer wie die Last eines Berges. Hätte sie selber ein Kind und müßte es den Tod erleiden, so wäre ihr Jammer nicht größer. Mata Hari aber spürt die übermenschliche Kraft dieser Liebe und richtet sich auf: "Haben Sie keine Sorge, Mutter, ich sterbe ohne Schwäche!"

Was dann folgt, ist das Schauspiel des Todes.

Viele Menschen sind gekommen, um das Ende der berühmten Tänzerin mitzuerleben, und wieder andere, um ihr beizustehen, Offiziere, Zivilisten, der protestantische Pastor, der Verteidiger, aber nur der Schwester Léonide gibt sie den Arm, von ihr allein läßt sie sich in den Tod führen. Sie besteigen miteinander das Auto, das sie zum Schießplatz von Vincennes bringt. Während sich der östliche Himmel vom Glanz der aufgehenden Sonne rot färbt, schreitet die todgeweihte Tänzerin mit der Nonne auf den Pfahl zu. Der Tambour schlägt den Trommelwirbel, die Hörner schmettern ihren Ruf über den weiten, durch einen Wall abgegrenzten Platz. Am Pfahl angelangt, bittet Mata Hari die Klosterschwester mit heiserer Stimme: Umarmen Sie mich, Mutter, es ist das letzte Mal in diesem Leben!" Schluchzend küßt Schwester Léonide die Delinquentin, dann reißt sich diese los und fleht sie an: "Das Medaillon, Mutter, das Medaillon! Sie haben es mir versprochen!" Aus ihrem Habit zieht Schwester Léonide eine kleine silberne Medaille und drückt sie der anderen in die Hand, es ist höchste Zeit.

Mata Hari steht erhobenen Hauptes am Pfahl. Als ihr ein Soldat die Augen verbinden will, weigert sie sich, aber sie kann es nicht verhindern, daß er sie mit einem Strick an das Holz bindet. Noch einmal öffnet sie ihren Mund: "Mutter, beten Sie für mich alle Tage!" Schwester Léonide nickt ihr zu, da gellt das Kommando durch die Luft: "Legt an!" Mata Hari hält mit der einen Hand das Medaillon fest umklammert, mit der anderen winkt sie der Nonne. Auf den Befehl: "Feuer!" krachen zwölf Gewehre, und die von Kugeln Durchbohrte sinkt in die Knie. Ein Gnadenschuß, mit dem Revolver aus nächster Nähe abgefeuert, zerschmettert das Haupt Mata Haris, vor der die abziehenden Truppe defiliert . . . Nun löst Schwester Léonide den Leichnam vom Pfahl und bettet ihn vorsichtig auf die Erde. Immer noch hält die krampfhaft geschlossene Hand das Medaillon fest, die Nonne nimmt es zu sich als letztes Pfand der Freundschaft.

"Ich bleibe bei dir bis zum Ende!" Schwester Léonide hat ihr Versprechen gehalten und erfüllt auch jenes andere, für die Hingeschiedene alle Tage zu beten. Noch 24 Jahre dient sie als Gefängnisschwester, dann zieht sie sich in das Mutterhaus Dorat zurück, wo sie im Alter von 91 Jahren stirbt. 70 Jahre davon hat sie hinter Kerkermauern als Trösterin und Helferin der Gefangenen verbracht. Der Präsident der französischen Republik verleiht ihr das Kreuz der Ehrenlegion. Im Klosterfriedhof von Dorat findet sie 1945 die letzte Ruhe. Diejenige, für die sie alle Tage betete, wurde nie bestattet. In der Pariser Anatomie haben Medizinstudenten den von Kugeln zerfetzten Leib seziert. Aber jedesmal, wenn der Frühling ins Land zieht, öffnen sich die Knospen eines weißen Rosenstokkes auf Schwester Léonides Grab and erinnern an die Freundschaft zwischen Nonne und Tänzerin. –



Kennen Sie die Donnerstagskerze?

von Gertrude Reidick

Seit einigen Jahren breitet sich der Brauch aus, an jedem Donnerstag zum Gedächtnis jenes "Abends vor seinem Tode", da Jesus um die Einheit aller an ihn Glaubenden gebetet hat, eine Kerze brennen zu lassen: wir können das Herzensgebet Jesu nicht vergessen, wir können nicht aufhören, auf die Wiedervereinigung im Glauben mit unseren Brüdern zu warten.

Brennende Kerze als Symbol

Mag die Kerze als Leuchtkraft den künstlichen Lichtquellen noch so unterlegen sein, sie steht unserem Herzen mit der Wärme, Lebendigkeit und Bewegtheit ihres Lichtes dennoch näher. Das künstliche Licht erfüllt seinen Zweck, aber es "spricht" uns nicht an. Die Kerze dagegen hat eine sehr beredete Sprache, sie vermag so vieles auszudrücken: Liebe, Hingabe, die sich selbst verzehrt, Dienstwilligkeit, die sich selbst nicht schont, Opfergesinnung, die sich verschwendet, Treue, die nicht vergißt. So reich ist der Symbolsinn der Kerze, so vielerlei kann sie anzeigen, daß wir genau zuschauen müssen, was uns gerade die Donnerstagskerze sichtbar machen will. Vielleicht führt uns am schnellsten jene liebenswerte Legende auf die rechte Fährte, die Selma Lagerlöf erzählt von dem italienischen Kreuzfahrer, der alles andere als ein frommer und gottesfürchtiger Rittersmann war, dessen Herz aber sich völlig wandelte über der Aufgabe, ein Licht, entzündet am Heiligen Grabe, brennend seiner Heimatkirche zu überbringen; was immer sonst ihn gefesselt, seinen Kampfesmut erregt, seine Leidenschaften aufgestachelt hätte, er mußte es links am Wege liegenlassen, da die Flamme, die er zu hüten hatte, seine ganze Aufmerksamkeit und Fürsorge beanspruchte. Eine Flamme, die nicht erlöschen soll, darf man nicht aus dem Auge lassen; sie fordert wache Aufmerksamkeit, da sie vor gefährdendem Luftzug geschützt und im rechten Augenblick neu genährt werden muß. Lebendiges Licht, das vergessen, das aus dem Auge verloren wird, ist schnell ausgebrannt, erloschen.

Darum ist die brennende Kerze Symbol des Nichtvergessens, und von dieser Zeichenbedeutung her ist unsere Donnerstagskerze zu verstehen. Dabei ist dieses "Nichtvergessen", diese Wachheit des Gedenkens, zurück und nach vorn gewandt, in die Vergangenheit und in die Zukunft. Mit anderen Worten: unsere Kerze ist Zeichen für die Wachheit der Erinnerung und für die Wachheit der Erwartung.

Donnerstagskerze als Zeichen der Erinnerung

Unzählige Orte sind es schon, wo donnerstags eine Kerze brennt. Sie brennt in Kirchen und Klöstern, sie brennt in der Familienwohnung wie im Zimmer alleinstehender Menschen, sie brennt in Deutschland und außerhalb Deutschlands, in Ländern diesseits und jenseits des Eisernen Vorhangs, sie brennt im Dschungel Mexikos und im Urwald Südafrikas, sie wird von katholischen wie von anglikanischen Konventen entzündet, von katholischen Christen wie von orthodoxen, lutherischen, reformierten, anglikanischen Christusgläubigen. Die Kerze brennt als ein Zeichen wacher Erinnerung; jeden Donnerstag wird sie von neuem entzündet durch Menschen, die jenen einen Donnerstag nicht vergessen können und wollen, jenen (Donnerstag-) Abend vor Seinem Tode, da der einziggeliebte Sohn Gottes eine Herzensbitte an Seinen Vater gerichtet hat, deren Erfüllung noch aussteht.

Jesus betete für Seine Jünger und für alle jene, die auf deren Wort hin an ihn glauben würden: "Ich habe ihnen die Herrlichkeit gegeben, die Du mir gegeben hast, damit sie eins seien, wie wir eins sind. Ich in ihnen, und Du in Mir, damit sie in der Einheit vollendet seien, auf daß die Welt erkenne, daß Du mich gesandt und sie geliebt hast, wie Du mich geliebt hast" (Joh. 17:22,23). Das Geheimnis der unvorstellbaren Einheit zwischen Vater und Sohn soll sich also gleichsam ausweiten und alle, die Christus ghören, mitumfassen. Darum ist Christus ja in die Welt gekommen, um uns an Seinem Leben — und das heißt: an Seiner Gemeinschaft mit dem Vater — Anteil zu schenken, um uns von jener Herrlichkeit des Einsseins von Vater und Sohn im Heiligen Geist mitzugeben. So

müssen wir Jesu Wort ganz buchstäblich nehmen, wenn er den Vater um Wahrung der Einheit unter den an ihn Glaubenden bittet, “damit die Welt erkenne, daß Du mich gesandt hast”. Gottes Sohn ist Fleisch geworden, um Seine Brüder dem Fleische nach durch den Heiligen Geist untereinander und mit sich eins zu machen (zu Gliedern Seines Leibes) und sie dadurch (da der Vater im Sohn und der Sohn im Vater ist) mit dem Vater zu einen. Dazu ist er in die Welt gekommen, daß alle in ihm geeint und unter ihm als ihrem Haupte zusammengefaßt werden. Dieses große Werk der Einung ist das Herzstück seiner Sendung: darum bedarf es der Einheit der Gläubigen, um Christus vor der Welt zu “legitimieren”; das aber bedeutet, daß die große Einung etwas nicht nur Unsichtbares sein kann. Das geheimnisvolle Einssein innerhalb des einen Leibes und zwischen Leib und Haupt ist in sich nicht sichtbar und darum Gegenstand des Glaubens; es hat aber dennoch zugleich eine Sichtbarkeitsseite in der Einheit der sichtbaren Kirche. Wenn Christus in die Welt gesandt worden ist, um alle, Juden und Heiden, in Seinem einen Leib zu einen, dann kann nur das ungetrübte Einssein der an Ihn Glaubenden die göttliche Sendung Christi vor der Welt bestätigen. Die Spaltung der Christenheit macht vor den Augen der Heiden nicht nur die Sache Christi unglaubwürdig; sie bringt nicht nur die Christen in Verruf, sondern auch Christus selbst in Mißkredit. Es ist die Uneinigkeit der Christen, die unzählige nach Glauben sich sehnende Heiden hindert, es mit Christus zu wagen. Die Zerspaltenheit der Christenheit erweckt den Eindruck bei ihnen, als sei Christus trotz seiner vorbildlichen Menschlichkeit, lauteren Sittlichkeit und religiösen Kraft letztlich doch nicht mehr als einer unter den zahlreichen Religionsstiftern dieser Erde, deren Sache sich im Laufe der Zeit überlebt hat.

Wir können und wollen nicht vergessen. Welchen Respekt pflegen wir schon dem letzten Wunsche eines Freundes, eines Verwandten entgegenzubringen! Auch Jesus hat ein Anliegen, bevor Er in den Tod geht, und in diesem Seinem Anliegen geht es um den Sinn Seines Lebens, um das Herzstück Seiner Sendung. Am Vorabend jenes Freitags, an dem Er den Kreuzestod sterben sollte, bittet Jesus, daß der Sinn Seiner Erniedrigung, der Sinn Seines Leidens sich erfüllen möge in der vollkommenen Einheit der an Ihn Glaubenden. Die Donnerstagskerze ist ein sichtbares Zeichen, daß uns dieses letzte Gebet Jesu immerzu gegenwärtig ist. “Erinnern” ist nämlich mehr als bloßes Zurückdenken an Vergangenes; “erinnern” hält im Herzen gegenwärtig — hier im buchstäblichsten Sinne des Wortes. Das Gebet Jesu vor Seinem Tode wird in unserem Herzen gegenwärtig.

Das heißt zunächst einmal, daß Jesus nicht aufgehört hat, für die Einheit der Seinen zu beten. Wie das Neue Testament ausweist, tritt der Auferstandene, der in die Herrlichkeit des Vaters Entrückte, für die Seinen bei Gott ein: Er ist der Mittler, der Hohepriester, der Fürsprecher Seiner Brüder. — Es bedeutet zugleich, daß auch hier das Grundgesetz des Christusmysteriums zum Zuge kommt, welches für das Wirken Christi charakteristisch ist in allem handelt Christus als Haupt Seines Leibes und darum in Einheit mit Seinem Leibe. Er will nicht alleinstehen, sondern in allem mit uns verbunden sein; Er will nicht unabhängig und losgelöst von uns beten und wirken, sondern als Anführer und Wortführer all Seiner Brüder und Schwestern. Wer die Donnerstagskerze entzündet, will dadurch symbolhaft darstellen, daß er sich nicht nur des letzten Gebetes Jesu ständig erinnert, sondern daß es ihm gegenwärtig ist, daß er in das Beten Jesu einstimmt, daß er Christi Anliegen zu seinem eigenen Anliegen macht, daß er nicht nur betet in Christus und durch Christus, sondern im wahrsten Sinne des Wortes mit Christus.

Donnerstagskerze als Zeichen der Erwartung

Unsere Kerze ist Zeichen des Nichtvergessens — nicht nur, daß man das nicht vergißt, wessen man sich erinnert, sondern auch, daß man das nicht vergißt, was man erwartet. Gerade, daß man auf das so wachsam hingespannt ist, was kommt, findet im Symbol der brennenden Kerze besonders sprechenden Ausdruck. Darum fordert Jesus uns auf, Knechten gleich, die mit brennenden Lichtern in ihren Händen auf ihren Herrn warten, Seiner Wiederkunft entgegenzuharren. Als Symbol wachsamer Erwartung ist die Donnerstagskerze Zeichen unserer Hoffnung. Wir wissen nicht, wann und wie die Wiedervereinigung im Glauben sich verwirklichen wird, wir sehen nicht einmal den Weg, den wir gehen könnten und müßten, um die Spaltung aufzuheben. Menschlich betrachtet, sind die Gräben so tief, so breit geworden, daß eine Überbrückung nicht mehr möglich scheint. Aber: “Auch gegen alle Hoffnung hoffen lehrt uns unser Glaube” — so heißt es im Motto der “Una Sancta”, jenes Rundbriefes für interkonfessionelle Begegnung, der viermal jährlich erscheint (im Kyriosverlag Meitingen über Augsburg) und gleichsam das Organ der Una-Sancta-Bewegung in Deutschland darstellt. Die Gewißheit unserer Hoffnung stützt sich darauf, daß Gott die Macht hat, Unmöglichscheinendes möglich zu machen, und die Barmherzigkeit, trotz der von uns verschuldeten Spaltung Einheit zu schaffen. Es ist undenkbar, daß Gott die Herzensbitte Seines geliebten Sohnes nicht erfüllt, daß Gott unser Beten nicht erhört.

Die Donnerstagskerze brennt als sichtbares Zeichen, wo im Herzen selbst die Erinnerung an jene Stunde brennt, da Jesus um die Einheit aller Gläubigen gebetet hat, wo die Sehnsucht brennt nach der Stunde der Erfüllung. Müßte sie darum nicht in allen unseren Kirchen, müßte sie nicht in jeder gläubigen Familie angezündet werden? –

Wenn ihr sagen könnt: "Ich habe gesündigt, aber ich habe die Liebe bewahrt", wird der Herr euch verzeihen. . . Wenn ihr aber sagt: "Ich habe nicht gesündigt, nur habe ich nicht die Liebe bewahrt", wird Gott euch zurückstoßen.

Mirjam von Abellin

Schisma in China

von Gustav Strübel

Während wir dem grossen, kommenden Konzil entgegenschauen, hoffend und betend, dass es uns den Weg zur ersehnten Glaubenseinheit zwischen der Kirche Roms, der orthodoxisch-östlichen Christenheit, und dem Protestantismus bahne, entwickelt sich in China ein neues Schisma. Eine neue Glaubensspaltung. Im folgenden Artikel, entnommen der Wochenschrift "Der christliche Sonntag", gibt Gustav Strübel uns einen Einblick in Chinas Verhältnisse. Das Wissen um Dinge soll uns anleiten, recht zu denken und kirchenweit zu beten.

"Ad Apostolorum Principis", die letzte große Enzyclika, die Pius XII. vor seinem Tod erlassen hat, wandte sich an die verfolgte Kirche Chinas. Und die ersten ausführlichen Äußerungen Papst Johonnes' XXIII., seine Ansprache im Geheimen Konsistorium vom 15. Dezember und seine Weihnachtsbotschaft, galten ihr wieder im besonderen Maße. Der Heilige Vater sprach offen von der Gefahr des Schismas — "dieses Wort, das beim Aussprechen Unsere Lippen gleichsam versengt und Unser Herz zerreißt!" — und signalisierte damit den äußersten Ernst der gegenwärtigen Situation. Sie gipfelt in den gegen Recht und Gerechtigkeit abgehaltenen Bischofswahlen und angemaßten Bischofsweihen. Soweit sich übersehen läßt, wurden bisher mehr als 30 solcher Wahlen erzwungen und beläuft sich die Zahl der ohne Zustimmung des Papstes erfolgten Weihen bereits auf über 20. Das bedeutet, daß schon mindestens die Hälfte der ursprünglichen 20 Erzbistümer und 85 Bistümer, deren Oberhirten großenteils vertrieben, gestorben oder gefangen sind, mit schismatischen Bischöfen besetzt wurden. Von Bischöfen also, die unter Umständen gültig geweiht, aber gleichzeitig exkommuniziert sind, die weder Lehrgewalt noch Jurisdiktion besitzen. Trotzdem werden sie ihre amtlichen Funktionen ausüben, es werden sich unter ihnen auch genügend Konsekratoren für weitere sakrilegische Bischofsweihen finden. Man kann sich ausrechnen, wann dann das Schisma, wenigstens soweit es die Kirchenführung betrifft, vollendet sein wird. Die wenigen rechtmäßigen Bischöfe, die es noch gibt, werden diese Entwicklung nicht aufhalten können. Das Regime Mao Tse-tungs scheint in dem Bemühen, die katholische Kirche "über den Weg des Schismas zum Selbstmord als Kirche zu führen und die unter schismatischen Bischöfen gesammelten Kader mit dem kommunistischen Sozialgefüge zu verschmelzen", einen entscheidenden Sieg errungen zu haben.

Welche unbeschreibliche Passion der chinesischen Katholiken, die mit rund 3,5 Millionen eine verschwindende Minderheit von 0,8 Prozent der Bevölkerung ausmachen, verbirgt sich hinter diesem Tatbestand! Es fing schon vor der Machtergreifung (1949) mit blutigen Verfolgungen in den besetzten Gebieten Nord- und Nordostchinas an. Allein von 1946 bis 1947 waren mehr als hundert Priester zum Teil aufs grausamste umgebracht worden. Das furchtbarste Ereignis war die Ermordung der Hälfte aller Trappistennonnen in Yang Kia Ping. Schließung der Kirchen und Zerstörung der Missionsstationen gehörten zum alltäglichen Terror. Mit der Herrschaft über das gesamte Festland und der staatlichen Konsolidierung der Volksrepublik China änderte sich die Methode, nicht das Ziel des Kirchenkampfes. Zwar proklamierte die Verfassung ausdrücklich die Freiheit des Gewissens und der Religion, aber diese "politisch kalkulierte Verlogenheit" hielt nicht lange vor. Nach einer kurzen, verhältnismäßig ruhigen Epoche, in der es trotz zahlreicher Schikanen — vor allem gegen das christliche Schul- und Bildungswesen — schwer fiel, einen Klagepunkt deutlich herauszustellen, wurde die große Bewegung der "Dreifachen Unabhängigkeit" gestartet. Sie setzte Ende 1950 ein und wurde im folgenden Jahr gewaltsam vorangetrieben. Die Katholiken sollten sich darin ähnlich den Protestanten zur "Autonomie der Selbsterhaltung, Selbstverbreitung und Selbstverwaltung" verpflichten. Das bedeutete: keine finanzielle Hilfe vom Ausland, Verzicht auf ausländische Missionare und Unabhängigkeit von Rom außer in rein dogmatischen Fragen.

Hier wurden erstmals jene nationalistischen Töne laut, die seither alle Spaltungsversuche untermalen. Wie überhaupt alles, was heute in China geschieht, unter der Devise des "Patriotismus" läuft. Die Chinesen, so meint ein alter Kenner des Landes, hätten von jeher in dem stolzen Gefühl gelebt, allen anderen Völkern überlegen zu sein. "Dieses Gefühl hat der Kommunismus, in dessen Ideologie die Nation als solche keinen Platz hat, mit der ihm eigenen, besonders von Stalin beeinflußten

Dialektik aufgegriffen." Aus der amorphen Zusammenballung von Provinzen, die China darstellte, ist so eine überschaubare nationale Einheit geworden, bis in die entferntesten Distrikte des riesigen Territoriums von Peking aus gelenkt und unter Kontrolle gehalten. Eine nationale Macht, die ihr Mitspracherecht überall geltend macht und jede Abhängigkeit, selbst die von Sowjetrußland abschütteln möchte. Im Falle der Kirche spekulierte man offensichtlich noch darauf, daß diese ein Jahrhundert lang fast ausschließlich den Charakter der "Auswärtigen Mission" getragen hatte und unter höchst unerfreulichen Umständen ins Land gekommen war.

Geschichte der Missionierung

Im Verlaufe des Opiumkrieges (1840–1842) nämlich, im Schutz der Kanonenboote, die die Opiumeinfuhr in China erzwangen. Das war eine böse Hypothek, in der kein Segen stecken konnte. "Noch schlimmer und schädlicher aber", schreibt P. Johannes Schütte, ein langjähriger Chinamissionar, "wirkte sich die Tatsache aus, daß diese enge Verquickung von Religion und Politik, von christlicher Glaubensverkündigung mit imperialistischer Agressionspolitik seit dem Opiumkrieg, rein äußerlich gesehen, ein Dauerzustand wurde. In all den vielen ungerchten Verträgen und Abmachungen, welche die Chinesen nach verlorenen Kriegen unter Drohungen und Gewaltanwendung zu unterzeichnen gezwungen waren und deren Schmach und Erniedrigung noch heute tief in ihren Herzen brennt, hatte sich die Mission Rechte und Begünstigungen gesichert." Dazu gehörte das Vorrecht der Exerritorialität, das nicht nur die Missionare der chinesischen Gerichtsbarkeit entzog, sondern auch alle Chinesen, die in den Schutz der Mission und ihres Gebietes flüchteten. Gehörten unter anderem Sonderrechte für den Kauf von Land und Häusern, die das soziale Ressentiment wachrufen mußte. Während die so tragisch gescheiterte Chinamission des 17. Jahrhunderts gerade in den Städten und unter der Führungsschicht des "Reiches der Mitte" erfolgreich war, blieb jetzt die Bekehrung hauptsächlich auf die Bauernbevölkerung beschränkt und konnten nur einige Inseln des Christentums ohne wirklichen Kontakt mit dem Leben des Landes gegründet werden. Die chinesische Intelligenz erwies sich fast allgemein unansprechbar. Für sie war es unbegreiflich, daß Gott sich der kolonialen Expansion des Westens bedient haben sollte, um sie zur Wahrheit heimzuführen. Sie konnten es nur als Hohn empfinden, daß — um einen besonders krassen Fall noch aus diesem Jahrhundert zu nennen — die französische Regierung der Drit-

Almosen sind keine Spenden

Ein altes Wort, das seinen großen Klang behalten sollte

von Elisabeth Burger

Das Wort schafft Wirklichkeiten! Wenn ein Wort aus dem Sprachgebrauch verschwindet, geht auch seine Wirklichkeit oder das, "was es bewirkte", verloren.

Heute erleben wir gerade, wie das Wort "Almosen" verschwindet. Von der Kirche werden wir meist zu Spenden (oder zu Opfern) aufgerufen. Dann geben wir Geld, Kleidungsstücke und Lebensmittel. Man legt uns eine Geberliste vor, in die wir uns einschreiben müssen, denn bei den Spenden hat alles seine Ordnung.

Das Wort "Almosen" erscheint bei diesen Sammlungen nicht.

Wie fein die Sprache unterscheidet! Das Wort paßt nämlich hier nicht. Almosen werden im Verborgenen gegeben, klein oder groß, für Gott und in seinem Namen. In seinem Namen werden sie von treuen Händen verwendet, irgendeiner Not wird mit ihnen gesteuert.

Das Wort "Almosen" hat den frommen Klang seiner Herkunft bewahrt. Mit dem Christentum kam es in früheren Zeiten in die germanischen Sprachen, es stammt aus dem Kirchenlateinischen, wo es eleemosyne hieß, und ist griechischen Ursprungs. Es hatte etwas mit "Mitleid" und "um Gottes willen geben" zu tun. Die Germanen hatten bis dahin kein Wort für dieses "Geben", und sie hatten es auch nicht geübt.

Mit "Spende" hat es eine ganz andere Bewandtnis. Das Wort kam auch aus dem Lateinischen zu uns und bedeutete dort so etwas wie "Unkosten begleichen" oder "Aufwand bezahlen". Die kaufmännische Sprache hat es geprägt, daher sein sachlicher und nüchterner Klang. Es soll nichts gegen Spenden gesagt werden; wir alle wissen, wie notwendig sie sind. Aber es ist nicht dort zum Verwundern, wie sich die "Verweltlichung" auch ganz unbemerkt in unser Leben hineinschleicht mit Hilfe eines Wortes? Tröstlich nur, daß bei uns im Gotteshaus und an Wallfahrtsorten noch viele "Almosen gegeben werden.

Mit dem Christentum war das Wort auch in die nordischen Länder gekommen. Als die katholische Kirche aus ihnen weichen mußte, verschwand das Wort, und auch das Almosengeben selber verschwand. Der Norweger gibt reichlich und gern, wenn er für Spenden aufgerufen wird. Die großartigen Hilfsaktionen für Vertriebene wären ohne sie gar nicht zu finanzieren. Aber Almosen? Für wen? Für was? Man möchte ja schließlich wissen, was mit den Gaben gemacht wird. Das ist doch nur recht und billig. Der kleine Opferkasten in der Kapelle der französischen Dominikanerinnen in Oslo bleibt leer. So viele Menschen kommen, Katholiken, Protestanten, und bewundern die Bildwerke und freuen sich am Gesang der Nonnen, aber den merkwürdigen kleinen Kasten sehen sie gar nicht. Das erzählt uns die tapfere "Ehrwürdige Mutter", zutiefst verwundert und bestürzt. In ihren Worten schwingt Heimweh. Wie schwer ist es doch, in einem Land zu leben, in dem man dem lieben Gott nicht mehr unaufgefordert demütig und im Verborgenen ein Almosen gibt.

ten Republik die Ordensleute aus Frankreich vertrieb, die Missionare in China aber militärisch schützte. Unweigerlich mußten sie in der katholischen Religion ein Instrument des Imperialismus, der politischen Durchdringung erblikken. Sie konnten in der Kirche keinen Helfer in Chinas Ringen um die Erhaltung seiner nationalen Unabhängigkeit und seiner kulturellen Tradition sehen und wandten sich dafür um so mehr den nationalistischen und sozialistischen Ideologien zu.

Diese verhängnisvolle Entwicklung wurde noch verstärkt durch die mangelnde Anpassungsfähigkeit, vielleicht sogar den fehlenden Anpassungswillen der meisten europäischen Missionskräfte. "Gewiß waren die Missionare des 19. Jahrhunderts fromme und selbstlose Apostel", erklärte unlängst ein chinesischer Priester; "aber in einem Jahrhundert, in dem der weiße Mann hochmütig die Überlegenheit der europäischen Zivilisation betonte, war es für sie schwierig, wenn nicht gar unmöglich, sich von den Vorurteilen ihrer Rasse freizumachen . . . Im Gegensatz zu ihren Ordensbrüdern des 17. Jahrhundert verkannten sie die chinesische Kultur, ja verachteten sie zuweilen und verletzten den Stolz eines Volkes, das in den Ausländern stets Barbaren gesehen hatte, die auf einer niedrigeren Kulturstufe standen." Es wurde kaum ernstlich danach gefragt, wie sich das Licht des Christentums durch die Facette Chinas brechen müsse. Nach Max Weber bietet die rationalistische Ethik des Konfuzianismus, der jede transzendente Verankerung, jede Spannung zwischen Geboten eines überweltlichen Gottes und einer kreatürlichen Welt, jede Ausgerichtetheit auf ein jenseitiges Ziel und jede Konzeption eines radikalen Bösen fehlte, keine Ansatzpunkte für die christliche Lehre. Andere Forscher und nicht zuletzt chinesische Konvertiten vertreten aber die Auffassung, daß dem Konfuzianismus ein sehr starker religiöser Grundgehalt innewohne und in seiner unverfälschten Form "gewisse Elemente der uralten reinen Naturreligion Chinas" weitergegeben werden. Immerhin, schrieb einmal Weihbischof Fulton J. Sheen, anerkennt er eine universale Ordnung (Tao), die den Menschen verpflichtet, sich in ein System von Loyalitäten einzuordnen. Dies sei ein guter und selbst besserer Ansatzpunkt für die Bekehrung der Konfuzianisten als die Philosophie des Aristoteles. Trotzdem blieben die Sprache und das Denken der Missionare ganz dem abendländischen Erbe verhaftet. Wurde nirgends nachhaltig versucht, in die Mentalität und die Überlieferung der Chinesen einzudringen, um sie von innen her umzuformen, sie christlich zu überhöhen. Das gilt für Kult und Verkündigung, es gilt bis in das unermeßlich weite Feld der Theologie. Man denke zum Beispiel auch an die Bedeutung des Mutterkultes im chinesischen Volk. Könnte er es nicht in einzigartiger Weise befähigen, Christus auf dem Wege über Maria zu erkennen?

Doch was helfen jetzt noch solche Erwägungen. Die neuen Missionsmethoden, zu denen man sich langsam durchrang, wurden von den ersten Wellen der Verfolgung erstickt. Die blühenden Zentren christlichen Lebens, die im letzten Jahrzehnt auch in Großstädten wie Peking, Shanghai, Hangkou, Tientsin und Tsingtao entstanden waren, wurden systematisch zerstört. Die 1946 begründete chinesische Hierarchie konnte sich nicht mehr entfalten. Es war unmöglich, mit einer festen Führung und in geschlossener Linie dem aufflammenden Kirchenkampf zu begegnen. Unter Ausnutzung der geschichtlichen Belastung und bei Voranstellung des "nationalen Prestiges" mußte es für die Kommunisten ein Leichtes erscheinen, die Kirche in sich selber aufzuheben.

Die "patriotische" Bewegung

Wir wissen, daß diese Rechnung im ersten Ansatz völlig fehlschlug. Die "Drei-Autonomien-Kampagne" blieb im großen und ganzen ein Versager, obwohl man zu den gröbsten Mitteln griff, um die Geister zu verwirren. Sie lieferte der Regierung allerdings einen Vorwand, um einige ausländische Bischöfe, darunter auch den Apostolischen Internuntius Riberi, auszuweisen. Um die meisten Schulen und karitativen Einrichtungen zu schließen und das "Katholische Zentralbüro" aufzulösen, das sich einer wirksamen Aufklärungsarbeit verschrieben hatte. Das war die Stunde des chinesischen Klerus und der einfachen Gläubigen. Sie haben sich in einem Maße bewährt, wie es niemand zu hoffen gewagt hatte. Ihre Hingabe und Treue zu Christus und seinem Stellvertreter, ihr unerschütterlicher Zusammenhalt, ihre Gebetskraft und ihr Gottvertrauen, so wurde damals von den ausgewiesenen Missionaren berichtet, können ohne weiteres mit dem Leben der ersten christlichen Gemeinden in Jerusalem und Rom verglichen werden. Die Abtrünnigen, die Wankelmütigen blieben die Ausnahme — trotz der Anpassungs- und Kompromißfreudigkeit, die man sonst den Chinesen nachsagt. Unermeßliches Verdienst kommt dabei der "Legion Mariens" zu, die man geradezu das "chinesische Wunder" genannt hat. Auch wo sie verboten wurde, blieb ihre Kraft ungebrochen.

Mit der päpstlichen Enzyklika "An das chinesische Volk" vom 7. Oktober 1954, die auch in China weit bekannt wurde, war das Schicksal der Bewegung der "Dreifachen Selbstständigkeit" besiegelt. Sie wurde bald wieder vom nackten Terror abgelöst. Bis zum Ende des Jahres 1955 waren mindestens 100 Priester, 50 Theologiestudenten, 20 Ordensschwestern, 10 Ordensbrüder und etwa 4000 Laien inhaftiert. Die Ausweisung der ausländischen Missionare wurde total durchgeführt. Nachdem auch noch der Bekennerbischof Kung Pin-mei von Shanghai mit seinen Getreuen eingekerkert war, war das letzte äußere Bollwerk der chinesischen Kirche zerschlagen. Nun erschien die Zeit zur endgültigen Gleichschaltung reif. Die bereits 1954 angekündigte "Patriotische Vereinigung" wurde jetzt aufgezogen. Unter der Parole: "Dem Vaterland dienen und den Imperialismus bekämpfen; gleichzeitig Vaterland und Kirche lieben", wurde der großangelegte Versuch unternommen, eine kommunistisch gesteuerte Gesamtorganisation der Katholiken aufzubauen. Nach verschiedenen vorbereitenden Konferenzen im Lande und mehreren kleinen Kongressen in Peking wurde dort im Sommer 1957 ein "Patriotischer Nationalverband der Katholiken Chinas"

gegründet. Radio Peking zufolge nahmen daran 241 Katholiken, darunter 11 Bischöfe und 62 Priester, teil. Es sei von ihnen beschlossen worden, daß die chinesischen Katholiken mit Rom nur noch geistige Bindungen unterhalten sollen, daß sie sich aber politisch und wirtschaftlich lösen und "energisch jedem vom Vatikan erdachten Plan, auch wenn er sich in religiöse Form kleidet, widersetzen werden, der in die inneren Angelegenheiten unseres Landes eingreifen oder seine Souveränität antasten und unsere Bewegung gegen den Imperialismus schädigen könnte." Sicher ist dieser Beschluß, genauso wie die Teilnahme eines Großteils der aufgeführten Personen, deren Rechtgläubigkeit und Romtreue über jeden Zweifel erhaben sind, erzwungen worden; abgesehen davon, daß niemand genau weiß, was von diesen gelenkten Meldungen tatsächlich stimmt, was im einzelnen auf dieser Tagung vorgegangen ist.

Unterdrückung und Umerziehung

Inzwischen steht alles, was in China gegen die Kirche geschieht, mehr denn je unter dem Zeichen der "nationalen Aktion". Die patriotischen Katholiken", die überall nun entsprechende Ortsverbände organisiert haben, stellen die willfährigen Werkzeuge der schismatischen Los-von-Rom-Bewegung. "Unter dem fadenscheinigen Vorwand der Vaterlandsliebe", so heißt es in der Enzycika "Ad Apostolorum Principis", "strebt diese Vereinigung bewußt darauf hin, den Katholiken schrittweise die Gebote des atheistischen Materialismus beizubringen, in denen Gott und die Grundlagen der Religion geleugnet werden.

Unter dem Vorwand, den Frieden zu schützen, heckt diese Vereinigung falsche Verdächtigungen und Beschuldigungen aus und verbreitet sie. Viele Kleriker und Bischöfe sowie der Heilige Stuhl selbst werden angeklagt, unsinnige weltliche Herrschaftpläne zu pflegen, zustimmend und bewußt die Ausbeutung des Volkes zu betreiben sowie sich schließlich auf Grund vorgefaßter Meinungen feindselig gegen das chinesische Volk zu betragen.

Während diese Vereinigung die Notwendigkeit der Freiheit in religiösen Dingen betont, wodurch die Beziehungen zwischen kirchlicher und weltlicher Gewalt erleichtert würden, verfolgt sie in Wirklichkeit das Ziel, die geheiligten Rechte der Kirche zurückzusetzen und nicht zu beachten und die Kirche dadurch der staatlichen Gewalt zu unterwerfen. Alle Mitglieder werden dazu aufgehetzt, die ungerechten Erlasse zu billigen, durch die die Missionare verbannt sowie Bischöfe, Priester, Mönche, Nonnen und viele Laien in den Kerker gesperrt werden. Ebenso sollen sie den Maßnahmen zustimmen, durch welche die Ausübung der Jurisdiktionsgewalt vieler rechtmäßiger Bischöfe hartnäckig verhindert wird. Darüber hinaus müssen sie Prinzipien verteidigen, die der Einheit der Kirche, der Katholizität und der hierarchischen Konstitution völlig zuwiderlaufen. Sie müssen die Unternehmen billigen, durch welche der schuldige Gehorsam des Klerus und der Gläubigen zu ihren rechtmäßigen Oberhirten untergraben und die Gemeinschaft der Katholiken zum Heiligen Stuhl gelöst wird."

"Außerdem", so lesen wir in der Enzyklika weiter, "sind die 'Schulungskurse' zu nennen, auf denen die Teilnehmer jene falsche Lehre aufzunehmen und zu verbreiten gezwungen werden. Dazu werden Priester, Mönche und Nonnen, Seminaristen und Laien jeden Standes und jeden Alters befohlen. In fast endlosen, Wochen und Monate dauernden Vorlesungen und Diskussionen werden die Kräfte des Verstandes und des Willens ausgehöhlt, so daß den Teilnehmern eine fast mit physischer Vergewaltigung erzwungene Zustimmung abgepreßt wird, die insofern fast nichts Menschliches mehr an sich hat, als sie nicht, wie es richtig wäre, der freien Entscheidung überlassen wird. Dazu kommen jene Methoden, durch die auf jede Art und Weise, privat und öffentlich, durch Nachstellung, List und Einschüchterung, Verwirrung erzeugt wird."

Pius XII. spricht hier von den sogenannten Indoktrinationen, die man heute gern unter dem Begriff der "Gehirnwäsche" zusammenfaßt. Nur wer von ihnen weiß, kan sich den Verlauf der Dinge und den scheinbar so plötzlichen Zusammenbruch der christlichen Kräfte in China einigermaßen erklären. Er findet dann sogar ein gewisses Verständnis für die "Umdrehung" zahlreicher Katholiken und die Bereitschaft mancher sonst unbescholtener Kleriker zur Er-

---

SORGET NICHT AENGSTLICH

Dieses Wort des Herrn gilt nicht nur im Hinblick auf die Nahrung und Kleidung, von der Er in dem herrlichen Gleichnis von den Vögeln des Himmels spricht, die nicht säen und ernten, die der himmlische Vater ernährt, es bringt vielmehr die väterliche Sorge Gottes um den Menschen schlechthin zum Ausdruck. Wenn wir heute besorgt in die Zukunft schauen um der Familie und der Völker willen, dann sollten wir uns immer wieder an dieses Wort des Herrn erinnern und bedenken, dass die Familie von heute die Zukunft von morgen ist, dass da, wo zwei sich lieben, sich die Welt erneuert. Wo Liebe ist, da ist Hoffnung. Wo Liebe ist, da ist Gott. Und wo Gott waltet, da brauchen wir nicht "ängstlich" besorgt zu sein.

teilung oder Annahme sakrilegischer Weihen — ohne daß damit behauptet werden soll, es könne nicht auch hie und da ein schuldhaftes Versagen mit im Spiele sein. Allein schon der Druck der riesigen konformistischen Gesellschaft muß der Einzelgänger — und das sind die Gläubigen hier doch — auf die Dauer zermalmen. Erst recht aber die gezielte "Bearbeitung", die tägliche und stündliche Behandlung durch ein größeres oder kleineres Kollektiv. Robert Guillain hat das in seinem Buch "600 Millionen Chinesen" erschütternd dargestellt. Alle Arten von Druckmitteln werden angewandt und für geeignet gehalten, um den inneren Widerstand, um jede Spur von Individualität zu zerbrechen; "aber die letzte Gebärde — der Kopf, der 'Ja' nickt, und die Hand, die das Bekenntnis schreibt — muß freiwillig sein. Man bricht den Willen und erreicht so 'freiwillige' Unterwerfung". Doch nicht genug damit: Mit der Zerstörung der alten Überzeugungen, der alten Verhaltungsweisen sollen sich umso fester zugleich die neuen einwurzeln. "In der zweiten Hälfte dieser Monate und Jahre dauernden Parteiexerzitien wird die freigelegte Gehirnschale des Neophyten mit neuem Glaubensinhalt ausgefüllt, mit dem Zement der Parteiideologie ausgepflastert und die Füllung mittels des ständig drehenden Vibrators festgestampft." Das gibt dann jene Termitenwesen, die von allen Wurzeln abgeschnitten im grauen Massenheer der Arbeitssklaven untertauchen. Die Chinesen, so beschreibt uns ein Franzose diesen Zustand, bewegten sich wie die Trance und hätten sich aus dem einst lautesten Volk der Welt in ein nahezu schweigendes verwandelt. Die meisten, denen er begegnet sei, seien ihm blöde und stumpfsinnig wie Dorftrottel vorgekommen; er habe sich gewundert, wo die gebildeten Chinesen, die er kannte, geblieben seien. Auf die Beurteilung der kirchlich-religiösen Situation angewandt, drängt sich da die Frage auf, inwiefern die so "umerzogenen" Menschen, deren für den Bestand des Glaubens notwendige seelisch-humane Substanz völlig vernichtet wurde, überhaupt noch als mündig und damit verantwortlich für ihr Sein und Handeln angesprochen werden können. Inwiefern sie noch etwas anderes denken und ausüben können, als was ihnen durch die dialektische Methode der Persönlichkeitsspaltung als Wahrheit und Notwendigkeit eingetrichtert worden ist. Das mag bis zu der Überlegung gehen, ob die unter solchen Voraussetzungen, von, und an solchen innerlich zerstörten Persönlichkeiten vorgenommenen Weihen je gültig sein können. Ob es sich also überall und in allem um ein echtes Schisma handelt. Zumal ja anzunehmen ist, daß dieses selbst für die Kommunisten höchstens ein Mittel zum Zweck der Liquidierung des Christlichen als solchem ist.

Was können wir tun?

Es ist unmöglich, dieses trostlose Chaos auch nur annähernd zu überschauen. Und noch unmöglicher scheint es, eine menschliche Chance für das Christentum in China auszumachen. Fest steht lediglich, daß es nicht Panzer oder Atombomben sein können und dürfen, die ihm am Ende doch wieder eine Bresche schlagen. Wir können nur voll Schmerz und Scham den Verzweiflungskampf unserer Glaubensbrüder in China in unser Beten und Opfern hineinnehmen. Dann wird von selbst an die Stelle unseres Überlegenheitskomplexes ein Gefühl demütiger Hochachtung treten. Mehr noch: dann werden wir die chinesischen Katholiken aufrichtig lieben. Und es gibt Gelegenheiten genug, um diese Liebe zu leben. Allein in Macao, Hongkong und auf Formosa zählt man 10 Millionen Chinesen, von denen in den letzten Jahren überraschend viele den Weg zur Kirche gefunden haben. Hier brauchte es eine gewaltige Missionshilfe. Wie aber könnten wir unsere Liebe unmittelbarer beweisen als in unserer Sorge und unserem Bemühen um die in Europa, mitten unter uns im Exil lebenden katholischen Chinesen. Doch sollten wir uns nicht auf die Glaubensgenossen beschränken. Auch bei den nichtkatholischen Chinesen haben wir eine missionarische Aufgabe zu erfüllen. "Wenn Sie einem von ihnen begegnen", so rief Pater Francois Houang in einem Vortrag vor Pariser Studenten aus, "so vergessen Sie nie, daß diese Begegnung für ihn vielleicht die einzige Gelegenheit ist, Christus zu entdecken. Wie soll man es erklären, daß ein Mann wie Tschou En-lai, der einst Arbeiter in den Renault-Werken in Paris war und heute Premierminister von China ist, in Frankreich das wahre Gesicht des Marxismus und nicht das des katholischen Glaubens kennenlernte? Ich habe Chinesen gesehen, die sich zum katholischen Glauben bekehrt haben. Und alle sind sie dazu gekommen, weil sie bei Christen ein echtes Zeugnis der Liebe angetroffen haben. Um dieses Zeugnis bitte ich Sie, und ich weiß, daß davon alles abhängen wird." –

HAUSSEGEN

Der Priester oder der Vater betet:

Segne, Herr, allmächtiger Gott, dieses Haus. Lass darin wohnen Gesundheit, Keuschheit, Sieg, Kraft, Demut, Güte, Sanftmut, Erfüllung des Gesetzes und dankbare Gesinnung gegen Gott den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist! Und dieser Segen möge bleiben über diesem Hause und seinen Bewohnern jetzt und alle Zeit. Amen!

Aus der katholischen Welt

Weltkongreß der katholischen Unternehmer — Unter dem Thema "Sozialer Frieden und Unternehmerverantwortlichkeit" findet im Juni 1959 in Luzern (Schweiz) der Weltkongreß der Internationalen Union der Katholischen Unternehmerverbände (UNIAPAC) statt. Auf diesem Kongreß soll eine gemeinsame Grundsatzkonzeption der katholischen Unternehmer zum Problem des sozialen Friedens erarbeitet werden, die von den Länderverbänden vorher bereits beraten wird. Die Grundsatzkonzeption wird zur Aufstellung eines Aktionsprogramms der Internationalen Union der Katholischen Unternehmerverbände dienen, das nach dem Weltkongreß in allen Ländern verwirklicht werden soll.

Unterminierung durch Rassenpolitik — Düsteres Zukunftsbild für christliche Erziehung in Südafrika.

Die Rassentrennungsgesetze der südafrikanischen Regierung und die Maßnahmen gegen die Missionsschulen gefährden die gesamte christliche Erziehungsarbeit in Südafrika, stellte die südafrikanisch Bischofskonferenz in einem Hirtenwort über die Schulfrage in Südafrika zum Jahresbeginn fest. Düstere Zukunftsaussichten ergäben sich daher für die Erziehung der einheimischen Südafrikaner, der Farbigen und Mischlinge, und für eine Lehrerbildung von Angehörigen aller im Lande lebenden Rassen. Die Bischöfe weisen darauf hin, daß die meisten Missionsschulen nichtkatholischer Religionsgemeinschaften geschlossen werden mußten, als der Staat ihnen jede finanzielle Unterstützung entzog. Nun werde versucht, durch finanzielle Maßnahmen sowie durch das Nichtregistrieren neuer oder wegen der Rassentrennung in andere Gebiete verlegter Schulen auch die von der katholischen Kirche getragenen Schulen und Lehrerbildungsanstalten auf kaltem Wege zu beseitigen. Das bedeute aber "Unterminierung des ganzen katholischen Erziehungssystems bei den Afrikanern.

Seit 1953 mußten in Südafrika 24 katholische Schulen geschlossen werden; 662 bestehen zur Zeit noch. Am schwersten sind die höheren Schulen und die Lehrerbildungsanstalten von der "Apartheid-Politik" betroffen. Keine der sechs katholischen Lehrerbildungsanstalten wurde bis jetzt staatlich anerkannt. Die Bischöfe betonen daher, dieser gewaltsam verringerte Einfluß einer glaubensmäßig gebundenen Erziehung werde von der südafrikanischen Regierung gefördert trotz der anwachsenden Unruhen und des religiösen Indifferentismus unter den Farbigen.

Bayern besitzt 152 klösterliche Schulen — Gegenwärtig existieren in Bayern 152 klösterliche Schulen, die von insgesamt 34,082 Schülern und Schülerinnen besucht werden. Diese Feststellung machte Domkapitular Dr. Hubert Fischer (München) in seinem Tätigkeitsbericht über die Arbeit der Ordensschulzentrale auf der Münchener Jahrestagung der Vereinigung bayrischer Ordensschulen.

Die 152 klösterlichen Schulen teilen sich auf in 67 höhere Schulen mit 16,483 Kindern und 85 Mittelschulen mit 17,599 Kindern. Insgesamt gehen in Bayern 147,078 Kinder in höhere Schulen, damit beträgt der klösterliche Anteil 11.2 Prozent. Der klösterliche Anteil bei den Mittelschulen beträgt sogar 46.9 Prozent, nachdem in Bayern 37,733 Schüler Mittelschulen besuchen. An den klösterlichen Schulen unterrichten insgesamt 1,793 Kräfte, von denen 1,343 klösterliche und 450 weltliche sind. Für die weltlichen Lehrkräfte werden derzeit jährlich mehr als 4.5 Millionen DM an Gehältern bezahlt.

Ein Volk unterwegs — Seit bestehen sind im Grenzdurchgangslager Friedland nach Angaben des Lagerleiters registriert worden:

1. Flüchtlinge und Evakuierte	1,151,999
2. Heimkehrer aus Kriegsgefangenschaft und Internierung	565,476
3. Aussiedler: (Aussiedler mit Heimkehrerbescheinigung sind in der Zahl unter Ziffer zwei erfaßt)	270,220
4. Kindertransporte aus der sowjetischen Besatzungszone im Zuge der Familienzusammenführung	6,119
5. Deutsche Rückkehrer aus dem freien Ausland	11,927
6. Sonstiges	80,420
Gesamtzahl	2,086,161

(Information des Deutschen Caritasverbandes)

Sozialaufwendungen der Bundesrepublick an erster Stelle — Nach einer im neuesten Heft des "Bundesarbeitsblattes" ausführlich besprochenen Untersuchung des Internationalen Arbeitsamtes, die sich auf 30 Länder erstreckt, gab die Bundesrepublik schon im Jahr 1954 rund 19.2% ihres Volkseinkommens für die soziale Sicherheit (einschl. Beamtenversorgung) aus; am nächsten kamen ihr Frankreich mit 18.5%, österreich mit 17.0%, Belgien mit 16.2%, Italien mit 14.7% und Luxemburg mit 13.9%; in der Tschechoslowakei, dem einzigen in die Untersuchung einbezogenen Land des Sowjetblocks, waren es nur 5.9%. Von 1954 bis 1958 sind die Sozialleistungen in der Bundesrepublik um mehr als zwei Drittel gestiegen (bei einer Zunahme des Volkseinkommens um etwa 45%). Sie erhöhten sich damit zweifellos stärker als in den übrigen Ländern.

(Schnelldienst des Deutschen Industrieinstituts)

Konzil voraussichtlich 1962 in Rom — Bei einer Generalaudienz am 11. Februar hat der Heilige Vater bestätigt, daß das von ihm angekündigte Konzil in Rom stattfinden werde. Es werde Vatikan- oder Lateran-Konzil heißen, je nach dem Ort, an dem es in Rom gehalten werde. Gleichzeitig teilte der Papst mit, daß mit der Eröffnung des Konzils nicht vor zwei Jahren zu rechnen ist, während eine Diözesan-Synode für das Bistum Rom noch in diesem Jahr stattfinde.

Wie aus Rom verlautet, liegen sicher Anzeichen dafür vor, daß zu dem Konzil außer den orthodoxen auch die anglikanischen Bischöfe, die führenden Männer der evangelischen Religionsgemeinschaften und die ohne Zustimmung des Pastes geweihten chinesischen Bischöfe formell eingeladen werden. Dem Papst, so wird betont, stehe allein das Recht zur Einberufung eines Konzils zu. Er könne daher all diese Bischöfe und Kirchenmänner einladen. Wenn sie jedoch als ordentliche Mitglieder mit Stimmrecht teilnehmen sollten, müßte wahrscheinlich vorher das Kirchenrecht noch geändert werden.

Hubschrauber landete im Vatikan — Zum erstenmal in der Geschichte landete im Damasushof des Vatikanischen Palastes ein Flugzeug. Papst Johannes XXIII. wohnte dem Landemanöver bei und ließ sich die technischen Einzelheiten und die Verwendungsmöglichkeiten dieses neuen Hubschraubers vom Typ Vertol 44 erklären. Der Papst erklärte sich bereit, das Flugzeug zu segnen und verrichtete dabei ein eigens verfaßtes Gebet. Nach der Weihe des Hubschraubers wurde dem Papst der Vorschlag unterbreitet, bei Besuchen der Päpstlichen Sommerresidenz Castel Gandolfo dieses moderne Verkehrsmittel zu benutzen. Papst Johannes sagte nicht Ja noch Nein, sondern antwortete mit einem liebenswürdigen Lächeln, das eine solche Möglichkeit nicht ausschließt.

Der Kelch

von Anna Hils

Sie heißt Philomena. Sie mag an vierzig Jahre alt sein, ist aber schon so zusammengeschafft wie eine Fünfzigjährige. Ihr Leben lebt sie unauffällig und still. Sie trägt saubere, gediegene, fast bäuerliche Tracht, obgleich sie schon über 25 Jahre in der Großstadt lebt. Sie konnte sich nie dazu entschließen, ihre langen, dicken, braunen Zöpfe abschneiden und, wie das doch schon lange üblich ist, dauergewelltes, kurzes Haar zu tragen.

Man kann sie jeden Morgen in der ersten Messe sehen. Da nimmt sie sich dann richtig Zeit zum Beten, denn das alte, gelähmte Fräulein, dem sie zu Diensten ist, treu und ergeben, schon seit vielen Jahren, braucht sie erst um acht Uhr. Bis dahin ist sie längst aus der Kirche zurück, hat die ach so klein gewordene Wohnung gelüftet und den kleinen, fahrbaren Krankentisch zierlich gedeckt. Denn daran halten die beiden fest: Armut muß nicht häßlich, sondern kann auch sehr schön gestaltet werden. Auch das einfachste, mit Liebe zubereitete Gericht kann unter den Zauberhänden der Liebe ein Festmahl sein. Seit jener Bombennacht ist ihnen wohl viel Schönes versunken, nicht aber die Freude an all den Kleinigkeiten, mit denen der liebe Gott jeden Tag zu zieren und zu vergolden weiß! An wieviel Freude geht der heutige Mensch vorüber!

Die beiden Frauen essen gemeinsam im Krankenzimmer. Philomena hat es fertig gebracht, die stille Dulderin in ihrem fast unerträglichen Leiden froh zu machen. Still und fromm und freundlich hat sie die Ärmste umsorgt und betreut, bis sich der wehe Zug um den Mund auflockerte und die Seele es begriff, daß Leid nicht Strafe ist . . . sondern sehr oft harte Arbeit im Weinberg des Herrn, die nur von solchen gefordert wird und geleistet werden kann, die in heiliger Christusliebe geübt sind. Die beiden bewohnen heute nur noch eine winzige Wohnung. Nur Reste von angesengten Möbelstükken erinnern noch an früheren Wohlstand und Geborgenheit. Einige sehr gute Bilder, die im Nachbarkeller untergestellt waren, zieren die Wände. Auch das uralte Kruzifix und die Madonna aus dem 13. Jahrhundert konnten geborgen werden . . . sie haben jene schaurige Bombennacht überstanden.

Philomena war all die vielen Nächte, in denen der Tod über die Stadt raste, feurig und voller Qualen, bei der Dame oben geblieben. Sie konnte es nicht übers Herz bringen, selber in den Keller zu gehen und die Ärmste hilflos, wie sie war, den Schrecken preiszugeben. Die beiden beteten den heiligen Rosenkranz und das Schutzengelgebet und ließen dann den Schrecken über und um sich toben. Es hat so ausgesehen, als ob ein Engel von Gott den Auftrag gehabt hätte, von diesem Haus den Untergang abzuwehren. Aber in jener Nacht, welche den größten Teil der Stadt auslöschte, kam auch für sie das Verhängnis.





Es war der mutigen Philomena nicht, wie schon so oft, gelungen, kleine Brände im Keim zu erstikken. In dieser Nacht konnte sie nur noch die völlig hilflose Frau, die überdies noch sehr schwer war, unter äußerster Kraftanstrengung ins Freie bringen. Erschöpft saß sie auf dem Bürgersteig mit der ohnmächtig gewordenen Gelähmten. Zum Glück kam in dem Augenblick Entwarnung. Eine Nachbarin nahm sich der Unglücklichen an. Mit letzter Kraft versuchte es Philomena, in das brennende Haus zurückzukehren, um wenigstens die Koffer mit den wichtigsten Dingen herauszuholen. Vergebens. Die Flammen taten ihr Werk. Sie fraßen den ganzen Wäschevorrat, die Kleider, die Betten, die geliebten Bücher und Bilder . . . alles! Alles, was sich das fleißige Mädchen in jahrelanger Arbeit erspart hatte. Aber auch ihre Herrin war in dieser Nacht arm, bettelarm geworden.

Philomena, so schüchtern und scheu sie aussah, entfaltete nun einen Willen und einen Mut, den man nie bei ihr vermutet hätte. Ihr gelang es, die kleine Wohnung zu finden. Sie erstand zu den wenigen Möbeln, die wenn auch angesengt, verblieben waren, einige passende Stücke. Sie entdeckte plötzlich Fähigkeiten in sich, von denen sie bisher selber nichts geahnt hatte. Unter ihren geschickten Händen entstanden jene Dinge, welche auch das kleinste und ärmste Heim wunderbar verwandeln können. Sie nähte Decken und Kissen. Jeder bunte Wollrest wurde verwendet. Aber gleich dachte sie auch an die Kinder! Wieviele Puppen hatte sie zum Weihnachtsfest gezaubert . . . wieviele Hampelmänner in kleinen Bubenhänden verursachten strahlendes Glück in einer Zeit, in der nichts, aber auch gar nichts zu kaufen war!

Philomena nahm eine Halbtagsstelle an. Sie verdiente zu der kleinen Angestelltenrente ihres "Fräuleins" noch so viel dazu, daß es für die beiden Armgewordenen so reichte, daß keine öffentliche Unterstützung gebraucht wurde.

Allerdings waren die zwei glücklich wie die Kinder, als sich auch zu ihnen dann und wann eines jener "Care-Pakete" verirrte, die solch unsagbaren Segen gestiftet haben. Daß Liebe erfinderisch macht, dafür war Philomena der strahlenste Beweis. In jeder freien Minute, die ihr verblieb, nähte sie aus von ihr bei Bekannten erbettelten Kleidungsstücken noch sehr gute und so begehrte Kinderkleidchen für die Bunkerkinder. Es ist gar nicht aufzuzählen, welche Mittel und Wege dieses einfache Mädchen erfand, um Unglücklichen wohlzutun, um wenigstens ein Lächeln auf vergrämte Gesichter zu zaubern.

Einmal durfte ich selber Zeuge sein, was ihre Liebe zustande gebracht. Diesmal die Liebe zum eucharistischen Heiland, der, wie sie wohl wußte, der Quellgrund ihrer Kraft ,ihrer Gottes- und Menschenliebe — und ihres Erfolges war. Es war Gründonnerstag. Ich war gerade im Gespräch mit der Gemeindehelferin, als der Pfarrherr eintrat. Er trug unter dem Arm einen jener schwarzen Behälter, wie sie Monstranz, Reliquienkreuz und auch Meßkelch umhüllen, wenn sie im Gotteshaus nicht gebraucht werden. Dem Geistlichen sah man eine freudige Erregung an, den Reflex einer tiefen Freude. Er stellte den Behälter auf den Schreibtisch und öffnete ihn mit behutsamen Händen. Er entnahm ihm einen wundervollen Meßkelch. Er hob ihn hoch, und die Sonnenstrahlen des jubelnden Märztages enthüllten seine ganze Schönheit. Auch der Laie konnte erkennen, daß es eine herrliche, handgehämmerte Arbeit darstellte. Edelste Form. Man war sowieso in der Stimmung des Gründonnertags und gedachte in diesem Augenblick an den Kelch, den der Herr damals zum Vater erhob — und seither so oft in der Person seiner Priester, in jedem heiligen Meßopfer, seit jenem ersten im Abendmahlsaal bis zur letzten Messe des letzten Priesters — am Jüngsten Tag!

"Wie schön!" Ich weiß nicht, wer es sagte, was wir alle dachten. Der Pfarrer: "An der Sakristeitür gab mir ein Mädchen unserer Pfarrei diesen Kelch. Sie sagte nur ganz schlicht: 'Für die ärmste Diasporapfarrei, zur Flüchtlingsseelsorge, eben dort, wo ihn der Heiland braucht!' Ich konnte ihr nicht danken, sie verschwand zu schnell!"

Ein armes Mädchen . . .Wir wußten alle, das kann nur Philomena sein! Nur sie bringt von uns allen die Liebe auf, der alles, aber auch alles gelingt. Jemand nannte ihren Namen. Der Pfarrer sagte nicht ja und er sagte nicht nein. Die Geberin hatte es ihm ja verboten. Aber wir wußten es doch alle: Philomena! –

Ein alter Frachtbrief

von Hellmut Holthaus

Zweihundert Jahre sind viel oder nicht viel, je nachdem man's ansieht. Wer etwas darüber erfahren will, wie man vor zweihundert Jahren lebte, kann in eine große Bibliothek gehen und sich aus dicken Büchern unterrichten. Er kann es sich aber auch einfacher machen und einen Frachtbrief lesen.

Am 24. April des Jahres 1756 füllte zu Mainz der Kaufmann Frantz Michael Cremer mit frisch geschnittenem Federkiel einen Frachtbrief aus. Das meiste war schon vorgedruckt in schöner Fraktur und mit schmückendem Initial, aber Datum, Anrede, Unterschrift und Angaben über die Ladung wurden mit der Hand geschrieben. Herr Cremer gab sich Mühe, vor allem das große H malte er mit zierlichen Schlingen und Schleifen, daß es aussah wie ein Spitzenschleier.

Inzwischen lud Herr Spohn, der Frachter, die Ware, es war Kandis, auf den Wagen und überdeckte sie mit einer Plane. Dann nahm er den Frachtbrief in Empfang, setzte sich auf eines der hintereinander gespannten Pferde und schwang die Peitsche, und fort ging die Reise. Der Frachtbrief in seiner Tasche aber lautete folgendermaßen:

Mayntz den 24. April 1756
Hochgeehrter Herr
In Göttlicher Begleitung sende Euer Liebden durch Herrn Frantz Spohn die hierunter specificierte Güther, wovon nach wohl conditionirter Lieferung darbey notirte Fracht zu bezahlen, und darmit laut aviso zu verfahren geliében. Der Höchste verhelffs in salvo, deme empfohlen, verbleibe
Frantz Michael Cremer

Woraus sich ergibt, daß auch ein Frachtbrief eine interessante und liebenswürdige Lektüre sein kann. Man sollte es nicht glauben, wenn man einen modernen Frachtbrief betrachtet. Da ist nur die Rede von wirklichem Rohgewicht, Inhalt und Art der Verpackung, Frachtbriefdoppel, Verrechnungskarte und Wiegestempel, und statt der freundlichen Begleitworte des Herrn Cremer liest man: Beklebezettel oder Anhänger müssen dem amtlichen Muster entsprechen.

Wer den alten und den neuen Frachtbrief vergleicht, hält den ganzen Unterschied zwischen dem achtzehnten und zwanzigsten Jahrhundert in der Hand. Es stellt sich heraus, daß das achtzehnte 1. mehr Zeit hatte, 2. höflicher, 3. persönlicher und 4. frömmer war.

Es war eine einfache, selbstverständliche und ungezierte Alltagsfrömmigkeit, tägliches Brot. Gott war nicht nur in der Kirche, er saß im Kontor als Kompagnon und Prinzipal, und ohne ihn konnte nichts begonnen werden. Die Aufklärung befand sich noch in ihren ersten Anfängen, und der Handel war noch kein Welthandel im modernen Sinn. Dieser entwickelte sich erst mit Eisenbahnen, Dampfschiffen und Telegraph, und Gott verschwand langsam aus dem kaufmännischen Schrifttum.

Er achtet aber nicht groß auf die Welthandelspapiere und begleitet die Frachten immer noch, wenn er auch nicht im Frachtbrief steht, und sie rollen in salvo über die glatten Schienen und Autobahnen wie damals über die schlechten Straßen des achtzehnten Jahrhunderts. Und insofern sind zweihundert Jahre nicht viel.

Schaemst du dich deines Glaubens?

Für viele Menschen ist die Religion eine rein private und persönliche Angelegenheit. Sie lehnen jedes äußere Zeichen des religiösen Bekenntnisses ab, und viele von ihnen meinen, daß Gespräche über Religion genau wie Gespräche über Politik nicht zum guten Ton gehörten.

Bedeutet das, daß sich die Katholiken ihrer Religion schämen? Sicherlich tun das manche, aber darum geht es hier nicht. Die Frage ist, wie Sie sich in diesem Punkt verhalten? Schämen Sie sich andere wissen zu lassen, daß Sie katholisch sind? Um das herauszufinden, hat die amerikanische Ausgabe des "Katholischen DIGEST" einen Test ausgearbeitet, wie er in ähnlicher Form zur Feststellung anderer persönlicher Eigenschaften verwendet wird. Er ist aber keineswegs dazu bestimmt, etwa den Grad ihrer Frömmigkeit zu messen.

Wir Menschen sind nun einmal verschieden: Manche von uns haben eine natürliche Neigung, mitteilsam über Dinge zu sein, die sie tiefer berühren, andere sind gerade dann besonders verschlossen. So ist es auch mit der Religion.

Der Test besteht aus 20 Fragen. Die Zahl der Punkte für jede Antwort ist dahinter angegeben.

1. Lüften Sie den Hut, wenn Sie an einer Kirche verbeigehen? Ja = 5, Nein = 0

2. Nehmen Sie den Hut ab, wenn Sie einem Geistlichen, einer Schwester oder einem Mönch begegnen? Ja = 5, Nein = 0

3. Bieten Sie einem Geistlichen, einer Schwester oder einem Mönch Ihren Platz in der Straßenbahn an? Ja = 5, Nein = 0

4. Beten Sie in einem Restaurant oder öffentlichen Speiseraum Ihr Tischgebet? Ja = 5, Nein = 0

5. Besitzen Sie religiöse Bilder oder andere religiöse Kunstgegenstände in Ihrer Wohnung? Ja = 5, Nein = 0

6. Sind diese Sichtbar angebracht oder nicht? Ja = 5, Nein = 0

7. Haben Sie eine Christopher-Plakette in Ihrem Wagen? Ja = 5, Nein = 0

8. Pflegen Sie bei Unterhaltungen auch einmal von Religion zu sprechen? Ja = 5. Nein = 0

9. Äußern Sie offen Ihre Überzeugung, wenn die Rede auf die Religion kommt? Ja = 5, Nein = 0

10. Gehören Sie einer katholischen Organisation an? Ja = 5, Nein = 0

11. Haben Sie eine Abneigung gegen den Beitritt zu ausgesprochenen katholischen Organisationen? Ja = 5, Nein = 0

12. Machen Sie in der Kirche eine anständige Kniebeuge? Ja = 5, Nein = 0

13. Lassen Sie katholische Zeitschriften und Zeitungen sichtbar liegen, wenn Sie nicht-katholischen Besuch erwarten? Ja = 5, Nein = 0

14. Lesen Sie katholische Zeitungen und Zeitschriften auch in öffentlichen Verkehrsmitteln? Ja = 5, Nein = 0

15. Geben Sie Ihren Kindern die Namen von Heiligen? Ja = 5, Nein = 0

16. Tragen Sie offen Ihr Gebetbuch, wenn Sie zum Gottesdienst gehen? Ja = 5, Nein = 0

17. Verlangen Sie an Freitagen auch an fremdem Tisch nach einer Fastenspeise? Ja = 5, Nein = 0

18. Schicken Sie Ihre Kinder, falls Sie die Wahl haben, in eine katholische Schule? = Ja = 5, Nein = 0

19. Geben Sie den "Katholischen DIGEST" auch an Nicht-katholiken weiter? Ja = 5, Nein = 0

20. Meiden Sie Filme, von deren Besuch die katholische Filmkritik abrät? Ja = 5, Nein = 0

Gesamtsumme:

Für einen Mann ist es theoretisch möglich, eine Gesamtzahl von 100 Punkten zu erreichen. Sind Sie eine Frau, dann ist die höchstmögliche Punktzahl 90, da sich die Fragen 1 und 2 nur auf Männer beziehen. (Die Urheber dieses Tests vermuten, daß sich die Frauen weit weniger ihrer Religion schämen als die Männer.)

Falls Sie eine Punktzahl zwischen 80 und 100 erreichen, schämen Sie sich auf jeden Fall, ob Sie nun Mann oder Frau sind, Ihrer Religion nicht. Sie entsprechen dann, auch wenn Sie es nicht wissen, in etwa dem Wort des Heilandes" So laßt denn euer Licht leuchten vor den Menschen!"

Beträgt Ihre Punktzahl zwischen 70 und 80, dann geht es immer noch an. Sie sind dann wohl wie die meisten Katholiken, d. h. Sie machen nicht gerade ein Geheimnis aus Ihrer Konfession, tragen sie aber auch nicht auffällig zur Schau.

Liegt Ihre Zahl zwischen 50 und 70, dann sind Sie vielleicht nur von Natur aus etwas zurückhaltend im Wesen. Die Religion kann Ihnen trotzdem genau soviel oder sogar mehr bedeuten als denen, die eine Punktzahl von 100 zusammenbrachten.

Eine Zahl unter 50 jedoch würde anzeigen, daß Sie sozusagen Ihr Licht unter den Scheffel stellen. Wenn die Religion auch in Ihren Augen eine persönliche Angelegenheit sein mag, so ist es doch nicht unbedingt notwendig, so zurückhaltend zu sein.

Bringen Sie schließlich nur 20 oder noch weniger Punkte zusammen, dann ist es Zeit, daß Sie sich eine anderer Frage vorlegen, nämlich: Wie würde ich mich verhalten, wenn ich in die Lage der Katholiken Chinas, Vietnams und anderer Länder versetzt würde? Würde ich dann wohl den Mut haben, an meinem Glauben festzuhalten? –

"Catholic Digest", St. Paul, Minn.

Grosse Not ruft grosse Herzen

von Georg Donatus

Der deutsche Episkopat rief die Gläubigen dazu auf, mit der diesjähringen Fastenzeit ein besonderes, spürbares Opfer zu verbinden, das den Hungernden und Kranken in der Welt zugute kommen soll.

"Mich erbarmt des Volkes"

Hunger? . . . Es wäre billig, wollte man gleich wieder mit den Segnungen des Wirtschaftwunders aufwarten: dem berühmten Fernsehgerät, und dem berühmten Kühlschrank und dem noch berühmteren Auto, um zu dokumentiren, wie materialistisch die Deutschen unserer Tage geworden sind; wie erschreckend wenig sie noch an das denken, was vor vierzehn Jahren war. Nein, man darf nicht so tun, als gäbe es nur eitel Luxus, Wonne und um wirkungsvolle Schlankheitskuren besorgte Zeitgenossen. Ganz so sieht die Wirklichkeit denn doch nicht aus. Diesem einseitigen Bild fehlen die Schatten der an so vielen Enden spürbaren Not. Es verzichtet auch auf die Lichtpunkte warmer Menschlichkeit und überzeugenden christlichen Wollens. Nicht zuletzt mangelt ihm der Hinweis darauf, daß in unserer von der Technik auf den Kopf gestellten Welt einiges zum Leben gehört, was für unsere Eltern noch völlig unvorstellbar war, und was deshalb noch nicht unbedingt Luxus ist.

Die Kirche hat es beileibe nicht nötig, jedem der in vernünftigem und angemessenem Maß an den Gaben teilnimmt, ein schlechtes Gewissen zu machen.

Sie kann indessen ebensowenig dem das gute Gewissen geben, der gedankenlos sagt, das alles müsse so sein. Es müsse so sein, daß wir Deutschen völlig unbegreiflich wieder aus dem elendsten Schlamasel unserer Geschichte herausgekommen sind; daß sich unser zeitweiliges Darben für viele in den Genuß von Hülle und Fülle verwandelt hat; daß wir in einer freien Welt leben; daß wir uns in die Bequemlichkeiten der Zivilisation betten können, die weithin vor Verelendung und Katastrophen bewahrt; daß all das Unheil dieser Welt nur für die anderen da ist: die Naturkatastrophen, das primitive Existieren, die Epidemien, der Hunger, die Krankheiten. Als müsse es so sein, daß wir keine andere Sorge haben, als wie wir uns möglichst noch tiefer in den Glücksberg aller Vorteile hineinwühlen.

Zu solcher Haltung kann die Kirche Christi nie und nimmer mit resignierendem Stillschweigen ihr Amen geben. Denn das hieße die krasseste Ichsucht gewähren lassen, die der Anfang des Untergangs werden müßte. Was ihre Folge im Hinblick auf die Not der unterentwickelten Völker wäre, davon haben die Politiker in den letzten Jahren hinlänglich gesprochen. Es besteht die Gefahr, daß die unsozial behandelten Völker ins rote Lager abwandern, wo man ihnen soziale Behandlung verspricht. Was das für die freie Welt bedeuten würde, bedarf keines Kommentars.

Wer wollte wagen, es den seit Jahrhunderten Benachteiligten zum Vorwurf zu machen, wenn sie — sofern die einstigen Kolonisatoren und mit ihnen die ganze freie Welt zu einer wirklich sozialen Bewegung, d. h. zu entscheidender Hilfe außerstande wären — aus dem Schattenland der Kolonisation in das Trugland der Revolution aufbrächen?

Wo 35 Prozent der Erdbevölkerung nicht weniger als 80 Prozent der Güter der Erde für sich in Anspruch nehmen, während die restlichen 65 Prozent der Menschen sich mit verbleibenden 20 Güterprozenten begnügen müssen.

Wo ein Drittel der Weltbevölkerung 85 Prozent des Welteinkommens unter sich verteilt, während die anderen zwei Drittel zusehen müssen, wie sie mit den übrigen 15 Prozent zu Rande kommen. Da braucht man sich nicht zu wundern, wenn blinde Massen in Brand und Barrikade das Morgenrot der Welterlösung suchen.

Was heißt schon "zu Rande kommen"? Sie kommen ja gar nicht zu Rande. Wie soll es der Inder denn schaffen (nur um ein Beispiel von vielen zu nennen), wenn nur 1850 Kalorien pro Tag für ihn abfallen, wo 2500 das unbedingte Lebensminimum ausmachen? Ein Viertel der Erdbevölkerung ist kalorienmäßig unterernährt. Es lebt außer in Indien auf den Philippinen, in Honduras, Peru, Pakistan, Japan, Venezuela, Ägypten, Chile und Brasilien.

Und man denke daran, daß es nicht nur eine quantitative, sondern auch eine qualitative Unterernährung gibt dort, wo ausreichende Proteinverbindungen in der Nahrung fehlen, und hören wir, daß ein amerikanisches Forschungskomitee die Zahl der qualitativ Unterernährten in der Welt mit 85 Prozent schätzt, dann wissen wir, daß ein Zu-Rande-Kommen hier unmöglich ist. Dann wundern wir uns nicht mehr, daß von den 50 Millionen, die jährlich sterben, 30 bis 40 Millionen an Unterernährung bzw. Hunger zugrundegegangen sind, daß von 900 Millionen Kindern under 15 Jahren 500 Millionen die gleiche Todesursache haben, Kinder, die niemals Milch getrunken, nie einen Schuh am Fuß gehabt und nie einen Arzt gesehen haben; in eini-

gen Städten Brasiliens sterben 450 von 1000 Kindern. Wir begreifen, weshalb ein Inder nur ein Lebensalter von 30 Jahren erwarten kann, während es bei einem Bundesdeutschen 66 Jahre sind.

Überdies ist es nicht nur der Hunger, der Völker und Kontinente verheert, der Krankheiten des Leibes und der Seele begünstigt. Der katastrophale Mangel an ärztlicher Versorgung hilft das unfaßbare Zerstörungswerk am Menschen vollenden. Um auch hier nur ein Zahlenbeispiel zu nennen: Während sich in den USA der Arzt nur um 800 Patienten zu kümmern braucht, warten in Äthiopien 175 000 Menschen — Menschen wie du und ich — und weiß Gott, weit hilfsbedürftiger als wir! — auf einen einzigen Arzt.

Da müssen ja die Leiber verderben und die Seelen vor die Hunde gehen. Nur keine schonende Umschreibungen für einen Zustand, der der leidenden Liebe am Kreuz mit allen Marterinstrumenten unseres Jahrhunderts ins Antlitz schlägt, indem er Leib und Seele des Mitmenschen mordet.

Klagen wir nicht darüber, daß die Welt so unruhig geworden ist, daß überall der Aufstand schwelt. Klagen wir nicht, handeln wir, indem wir helfen! Wir unternehmen ja nur den Versuch, die Notbremse zu ziehen! Wir retten uns selbst, indem wir die andern retten . . . Allerdings sollte die Notbremse nicht der Christenweisheit letzter Schluß sein. Wenn wir den Zug nur um unser selbst willen und eines unbehelligten, geruhsamen Daseins wegen zum Stehen bringen wollen, handeln wir taktisch zwar richtig, als Christen jedoch bedenklich falsch. Denn wir sind vor allem an den notleidenden Andern gewiesen, dann erst mag die Sorge um unsere Behaglichkeit kommen. Wir wollen den Politikern zwar die bedrängende Skizze einer mehr als gefährlichen Weltlage abnehmen und uns davon antreiben lassen. Aber wir wollen nicht vergessen, daß unser Opfer für die Notleidenden nicht kleiner sein dürfte, wenn wir nicht selbst von dieser Not bedroht wären.

Große Not ruft große Herzen, sie wartet auf große Hilfe! –

In einem schnellen Zug

von Frank Frey

Die Leute auf dem Bahnsteig hatten es eilig, obwohl der Zug noch zehn Minuten Aufenthalt hatte. Aber eine Wagenschlange, naßglänzend, nach Eisen riechend, bringt aus undurchsichtigen Gründen alle Leute in Eile. Nur die Liebespaare nahmen sich Zeit beim Abschied. Sie hielten sich bei den Händen, sahen sich in die Augen oder küßten sich, wurden von koffertragenden Leuten belästigt und taten so, als gäbe es keinen Fahrplan. Sie nutzten die Zeit auf liebende Weise. Liebespaare fühlen sich meist ganz allein, was oftmals Anstoß erregt. Der Zug ist für sie nicht da, der Bahnhof ist nicht da, die Reisenden sind nicht da, und das rettet sie auch vor dem Überfahrenwerden.

Im Speisewagen des D 302, Amsterdam — Wien, versuchte Pater Nicholas dem lieben Gott auf die Spur zu kommen, nach welchen Gesichtspunkten er die Menschen in Liebe zusammenführte. Doch je mehr Mühe er sich gab, die Frage zu ergründen, um so verworrener wurde die ganze Angelegenheit. Pater Nicholas hätte ebenso danach forschen können, nach welchen Gesichtspunkten Gott der Herr die Reisenachbarn auswählte, mit denen Pater Nicholas die Ehre hatte, im gleichen Zug, im gleichen Abteil, am gleichen Tisch fahren zu dürfen.

Eine Dame bestellte bein Oberkellner einen Platz im Speisewagen. Pater Nicholas schickte ein Stoßgebet zum Himmel, als er sah, wie sich zwei junge Leute küßten. Daß der große Gott inmitten des sinnlos anmutenden Gewühls eines Bahnsteiges Platz für die Liebe ließ, war für menschlichen Geist unfaßbar. Als Pater Nicholas das erkannte, bat er den lieben Gott demütig um Verzeihung für die törichte Forschung, nach welchen Gesichtspunkten der Liebe Gott all dies ordne.

Der liebe Gott nahm das Bekenntnis Pater Nicholas' still zur Kenntnis, nur der Oberkellner, der nicht die Zeit fand, das vertraute Verhältnis eines Jüngers des heiligen Franziskus mit dem lieben Gott zu erkennen und zu würdigen, fragte: "Wollen Sie, Hochwürden, zu Mittag speisen?"

Pater Nicholas fühlte sich irritiert. Gewiß würde sich ein Oberkellner, dachte er, kaum Gedanken über das Verhältnis menschlicher Liebe innerhalbs der göttlichen Ordnung machen. So wandte er sich nachsichtig dem Oberkellner zu und sagte: "Ja — ich werde wohl essen müssen, mein Herr. Ich will mir noch überlegen, was ich essen werde." Der Oberkellner erwiderte, daß dies ganz selbstverständlich sei. Er habe nur wissen wollen, ob er über diesen Platz noch disponieren könne oder nicht.

Inzwischen hatte die Dame, die einen Platz bestellt hatte, gegenüber Pater Nicholas Platz genommen, ihn mit einem gemessenen Neigen des Kopfes begrüßt und sah dann zum Fenster hinaus. Pater Nicholas nahm das Brevier aus den unergründlichen Falten seiner Kutte und begann zu beten. Daraufhin fuhr der Zug ab. Offensichtlich des Fahrplans wegen. Doch wer wußte das so genau? War es gar so fernliegend, daß ein Franziskaner mit seinem Gebet mithalf, die Zeit in Ordnung zu halten? Der Zug schwebte über die Stöße der Schienen, schmiegte sich in die Kurven der Gleisstrecke und ließ Zeit und Raum hinter sich, die sich unerschöpflich neu wieder vor ihm aufrollten. Der Speiseraum füllte sich mit Menschen, die essen wollten und erzählen mußten. Nach geraumer Zeit blieb der Oberkellner dezent hüstelnd neben Pater Nicholas stehen.

Der Bruder des heiligen Franziskus hob den Kopf. "Ach ja . . ." sagte er.

"Sehr wohl, Hochwürden!" sagte darauf der Oberkellner. Einem Oberkellner kann doch nicht fort-

während etwas neues einfallen!

Pater Nicholas sagte bestimmt, aber demütig: "Ich würde um das einfachste Essen bitten, das Sie mir geben können."

"Ein Terrinengericht, Hochwürden?" empfahl der Oberkellner.

Pater Nicholas fragte, ob er um ein solches bitten dürfte, und der Oberkellner antwortete ihm, daß er sehr wohl um ein solches bitten dürfe. Er notierte die Bestellung und ging .

Im Speisewagen klirrte das Geschirr und schwirrten die Stimmen. Dicht neben Pater Nicholas schälte sich eine ganz besonders helle, dünne Stimme aus dem Gewirr. Sie quiekte: "Kuck' mal, der Mann hat ein' Rock . . .!"

Da es sich um eine Menschenstimme handelte, empfand Nicholas keine Hemmung, sich ihr zuzuwenden. Neben ihm stand ein Kind, ein Mädchen. Es hatte strohblondes Haar, blaue Augen und den Daumen im Mund. Mit einem dumpf schmatzenden Laut zog es den Daumen heraus und fragte neugierig: "Hast du keinen Anzug?"

Pater Nicholas lächelte freundlich das Kind an und erwiderte sachlich: "Nein, ich habe nur diesen Rock!"

"Oh!" machte das Mädchen und schob den Daumen wieder zwischen die Lippen. So fragte es, verblüffend freundlich: "Da bist du wohl sehr arm?"



Wahrheitsgemäß antwortete Pater Nicholas: "O nein, ich bin sehr reich, mein Kind!"

Das Mädchen kaute auf dem Daumen. Den scheinbaren Widerspruch vermochte es nicht zu lösen. "Warum hast du dann keinen Anzug?" fragte es hilflos.

"Pardon, mein Herr!" mischte sich ein Mann ins Gespräch.

"Papa, der Mann trägt einen Rock!" schrie das Kind aufgeräumt. "Und er ist sehr reich, schau mal!"

"Ich bitte vielmals um Entschuldigung", sagte der Herr. Und zum Mädchen gewandt: "Du sollst nicht so vorlaut sein, du bist ein häßliches Kind!"

Pater Nicholas wunderte sich sehr. "Aber warum denn, mein Herr?" fragte er. "Es ist doch ein liebes, reizendes Kind! Ich habe Kinder sehr gern."

Vorwurfsvoll blickte das Kind seinen Vater an und erklärte: Mutti sagt auch immer, daß ich ein liebes Kind bin!"

Dann, ohne auf die Argumente seines Vaters zu achten, forschte das Kind weiter: "Kannst du dir auch viele Bonbons kaufen, wenn du sehr reich bist?"

"Iiingriid!" empörte sich der Herr und zog das Kind an der Hand.

Das Kind ließ sich nicht ziehen. Es spreizte die Beine auf dem schwankenden Boden und wartete auf Antwort. Der Mann im Rock gab sie: "Ich esse keine Bonbons."

"Aber Bonbons sind guuut!" erwiderte das Kind überzeugend.

Pater Nicholas holte aus den Abgründen seiner Rockfalten die Reste einer stanniolumwickelten Schokolade hervor. "Für dich!"

Das Mädchen knickste, sagte "Dankeschön" und reichte dem Herrn und Vater die Schokolade weiter. "Machst du mir das Silberpapier ab?" forderte es ihn freundlich auf.

"Und das dazu!" sagte Pater Nicholas. Er gab dem Mädchen ein Bild. Es war ein sehr buntes Bild der Muttergottes. "Oh, wie ist das schön!" quiekte das Kind und lief zum Tisch zurück.

Er entfernte sich, als der Oberkellner Linsen mit Wurst brachte. Pater Nicholas bekreuzte sich andächtig und begann zu essen. Er hatte einen großen, menschlichen Hunger.

Plötzlich und unmotiviert sprach zu ihm die Stimme der Dame an seinem Tisch. "Dreizehn Uhr vier-

zig", hörte er sie sagen, "kommt der Zug an einem Haus vorbei — ein Ort ist es sicherlich nicht —, da sitzt immer ein Kind auf der Mauer des Hofes. Es hat ein rotes Kleid mit weißen Tupfen an, schlenkert mit den Beinen, und einmal hat es sogar gewinkt. Rundherum ist Wald, und Hühner laufen herum, weiße und braune. Ich verstehe nichts von Hühnern. In fünf Minuten werden wir da sein."

Pater Nicholas nahm flüchtig wahr, wie die Dame ihm gegenüber den Oberkellner mit einer ungeduldigen Handbewegung vom Tisch weg winkte.

"Ich habe früher", sagte sie und sah dabei zum Fenster hinaus, "eine Puppe mit einem roten Kleid und weißen Tupfen gehabt. Ich habe immer geglaubt, als Kind, daß mein Kind einmal ein rotes Kleid mit weißen Tupfen haben müßte. Heute glaube ich, daß es, auf einer Mauer sitzend, mit den Beinen schlenkern müßte. Und schwarze Haare haben müßte, und braune Augen. Vielleicht auch blonde Haare und graue Augen. Das ist ja unwesentlich."

D 302 streichelte vor seinen Fenstern die Telefonleitungen mit seinem Schlangenleib aus Eisen. Mast — Leitung — Mast — Leitung. Kilometerweit.

"Mein Mann ist in Wien", hörte Pater Nicholas die Frauenstimme. Er hatte nichts mehr in der Terrine und auch keinen Hunger mehr. Er legte den Löffel sorgfältig auf den Teller, zerknüllte die Papierserviette und sah, ohne ein besonderes Zeichen gespannter Aufmerksamkeit, nun auch zum Fenster hinaus.

"Als wir heirateten, liebten wir uns leidenschaftlich. Ich bitte Sie um Entschuldigung, aber es gibt so etwas."

Pater Nicholas nickte zum Fenster hinaus. Stumm, freundlich.

"Dann kam der Erfolg, dem Erfolg folgten die Wünsche, die Ansprüche, neuer Erfolg, neue Ansprüche. Der Erfolg war vorgeplant, die Ansprüche waren geplant, wir waren geplant. Unsere Ehe war geplant. Unsere Wünsche waren geplant. Erfolg plus Wunsch gleich Erfüllung. Wir produzierten Erfolg und wir produzierten Wünsche und produzierten Erfüllung der Wünsche. Ich bin im Flugzeug zu Haus, auf dem Schiff, in der Bahn. In Amerika, in England, in Asien. In meinem Abteil hängt ein Skunk. Ich weiß nicht, ob Sie wissen, was ein Stinktier, zu einem Pelzmantel verarbeitet, kostet. das ist auch nicht wichtig. Wichtig ist, wie faszinierend ein Skunk ist, wenn man ihn noch nicht besitzt. Wir eroberten die Welt."

"Nein" sagte Pater Nicholas zum Fenster hinaus. "Die Produkte!"

Eine Weile schwieg die Stimme ihm gegenüber. Maste — Leitungen— Maste — Leitungen, draußen, vor dem Fenster. Dann flüsterte die Stimme wieder verschämt: "Ich weiß nicht, ob Sie es bemerkt haben, aber ich bin fünfundvierzig Jahre alt." Die Stimme flüsterte im Bannkreis einer Konventionalität, die üblich war, eine gesellschaftliche Beichte, die peinlich war. Gott allein wußte warum.

"In zwei Minuten kommt die Mauer, auf der das Kind sitzt und mit den Beinen schlenkert."

Pater Nicholas betete seit einer geraumen Weile. Er hatte die Gnade, hören und beten zu können.

Die Frau fuhr fort: "Dort, wo das Kind sitzt, hält kein Zug."

Pater Nichlas nickte. "Die einen sitzen in einem Zug, der schnell fährt", sagte er leise, unaufdringlich, "die anderen in einem, der langsam fährt. Die einen fahren bequem und rasch durch die Zeit, die anderen halten überall. Jeder kann wählen, bevor er einsteigt."

Pater Nicholas blickte wieder zum Fenster hinaus. Plötzlich sagte er: "Das Kind!"

Der Kopf der Frau zuckte zum Fenster hin. Aber der Zug war vorbei.

"Sie haben das Kind verpaßt", murmelte Pater Nicholas. "Sie sitzen in einem zu schnellen Zug!"

Nach einer Weile fragte die Frau schüchtern: "Hat es gewinkt?" Pater Nicholas schüttelte den Kopf. "Es hat gelacht!"

"Es hat glatte, braune Arme, nicht wahr?" fragte die Frau schüchtern. "Und in seinem kleinen Körper schlägt ein kleines Herz, das man hört, wenn man es drückt." Mit einem Seufzen, das ebenso der Menschheit wie dem Menschen gelten konnte, nahm Pater Nicholas langsam die schmalen, gepflegten Hände auf dem Tische zwischen seine rauhen, knochigen Hände. Er sah zum Fenster hinaus.

Heiser flüsterte die Frau: "Das Kind auf der Mauer — o Gott! — aber der Zug fährt doch nach *Wien!*" Pater Nicholas nickte. Er betrachtete, wie hart, wie boshaft sich der Teufel in Gottes Regierungsgeschäfte einmische, und er bedachte, daß Gott — so glaubte er unverdrossen — unerforschlich gütig zu seinen Menschen war.

"Weil Sie leiden", murmelte er, "meine Tochter, werden Sie von Gott geliebt. Man kann auch um Kinder leiden, die man vergessen hat, zu bekommen."

Pater Nicholas sah sich im Speisewagen um. Der Oberkellner hatte sich zurückgezogen, die Frau hatte ihre Stirn gegen die Fensterscheibe gelehnt: Maste — Leitungen — Maste — Leitungen. Pater Nicholas hob die Hand: "Gott segnet Sie, meine Tochter. Er verzeiht Ihnen. Doch büßen — büßen müssen *Sie* . . ."

Der Zug fraß Zeit und Raum, um sie vor sich wieder aufzuhäufen. Ein kindisches Spiel. Und Gott war — das wußte Pater Nicholas — groß und weise. –

Segne, O Gott, dieses Mahl, das wir aus den Gaben Deiner Schöpfung bereitet haben, auf daß uns Kraft und Fröhlichkeit daraus erwachse. Segne unsere Tischgemeinschaft, damit aller Unfriede fernbleibe von denen, die Du in Liebe zusammen wohnen läßt. Schenke uns Maß und Enthaltsamkeit und gedenke derer, die Hunger und Durst leiden. Lasset uns den Herrn loben, den Geber aller Gaben. Amen!

Schwache Punkte im Glaubensleben: Der Heilige Geist

von Hilde Herrmann

Wollen wir doch einmal nicht erst zu Pfingsten an ihn denken, an ihn, den Heiligen Geist! An jenem einen Festtag freilich, da bejubeln wir ihn und werden seiner Gegenwart inne, da pflegen wir sein Kommen nicht nur, sondern auch sein Bleiben zu erflehen — aber dann? Eben noch haben wir an jedem einzelnen Satz der herrlichen, unsere Existenz in allen Dimensionen aussagenden Pfingstsequenz — die nur leider vom Pfingstmontag an den Gläubigen vom Altar her nicht mehr hörbar gemacht wird: welch eine Beraubung! —, eben haben wir also unsere Beschaffenheit erkannt und unser äußerstes Angewiesensein auf ihn, den Tröster, den Beistand und Gefährten, und schon lassen wir ihn wieder hinter uns, machen lieber alles allein, bilden uns jedenfalls ein, das zu können, und lassen dafür aus ihm den "großen Vergessenen des Kirchenjahres" werden, den großen Unbekannten unseres Glaubenslebens.

Oder sind wir, die "guten", ja vielleicht sogar die "lebendigen" Christen uns dessen ständig bewußt, daß er die Seele der Kirche ist, als deren Glieder wir uns betrachten, so daß nichts, gar nichts an Zugehörigkeit zu ihr möglich wäre ohne ihn? Er ist es, der uns überhaupt gemeinschaftsfähig macht, uns herausholt aus der Vereinzelung: er ist es, der in uns betet, in uns bereut und uns unsere Sünden vergibt (wer denkt einmal daran im Beichtstuhl?); er ist es, der uns die Augen des Geistes und des Herzens klärt, so daß wir zu unterscheiden vermögen: die gefährdeten Stellen unseres Charakters und die "schwachen Stellen unseres Glaubens", die falschen Lehren und die halben Wahrheiten. Könnten wir uns ohne sein Licht hindurchfinden durch alle Problematik des Denkens und alle Komplikationen des Lebens; wären wir ohne seine Kraft imstande, in wichtigen Situationen echte Entscheidungen zu treffen, ein klares "Ja" oder "Nein" zu sprechen, uns aufzuschwingen aus unserer Lauheit und Trägheit zu einer Tat, die Mut fordert und manchmal ein Risiko ist, ein Wagnis des Vertrauens und des Glaubens? Können wir ohne das Gespür, das nur er uns gibt, Menschen erahnen in ihren Geheimnissen, Menschen, die wir beraten müssen und denen wir vielleicht helfen dürfen? Ganz gleich, wie unser Alltag aussieht, von welchen Pflichten und Verantwortungen er erfüllt ist: wir bedürfen des Heiligen Geistes, um unser Leben zu bewältigen; er ist der Stab, mit dem wir auf unserem Wege gehen, und das Schwert, mit dem wir gegen die Feinde drinnen und draußen kämpfen.

Und dennoch bringen wir es fertig, ihn zu übersehen, ihn nicht herbeizurufen — obwohl er ja da ist und nur unseres Innewerdens bedarf, um neben und in uns zu wirken, sei es auch nur als die Kraft, mit der wir der Not und dem Dunkel standhalten, und die Geduld, mit der wir unsere Schwäche ertragen.

Wie schön wäre es, wenn er uns sogar zur Kühnheit befähigte: zu der Kühnheit, die größten Verheißungen unseres Glaubens ernst zu nehmen, etwa die, daß wir jeden Augenblick ganz und gar neu werden können — sofern wir nur antworten auf die Angebote des Heiligen Geistes. Komm, Heiliger Geist! Wir brauchen das immerwährende Pfingsten! Wir glauben — so hilf unserem Unglauben! –

WENN DU HEIRATEN WILLST, BEDENKE:

daß man sich alles, was man nicht besitzt, idealer vorstellt, als es in Wirklichkeit ist!

In der Ehe ist die Frau für ihr Leben geborgen, aber sie selber muß die Bergende sein.

Einer ist da, der für sie sorgt, aber es ist auch einer da, für den sie sorgen muß.

Wer einen Mann hat, der kann sich vielleicht einmal aussprechen — aber jede Ehefrau muß zuhören können.

Zwei finden den Weg leichter als einer allein, das ist wahr — aber wenn zwei sich über einen Weg einigen, kann es sein, daß einer nachgeben muß und — verzichten.

Wer glücklich werden will, der soll nicht heiraten. Glücklich machen, darin liegt es.

Wer verstanden werden will, der soll nicht heiraten. Verstehen, darin liegt es.

Wer verwöhnt werden will, der soll nicht heiraten. Wünsche erfüllen, darin liegt es.

Verheiratet sein ist nicht nötig, glücklich verheiratet sein ist nötig!

Aus dem Gebetbuch "Frauen vor Gott"



Bernadette

DIE BEGNADETE VON LOURDES

Wie ich, J. B. Estrade, sie erlebt habe.

Abdruck erfolgt mit Genehmigung der Kreuzring-Bücherei

Johann Josef Zimmer Verlag, Trier.

1. Fortsetzung

Den ganzen Tag über ging das Bild der Dame mir nicht mehr aus dem Sinn. Beim Abendgebet fing ich an zu zittern und zu weinen.

"Was hast du?" fragte meine Mutter.

Maria schaltete sich ein, und ich war schließlich genötigt zu bekennen, was ich erlebt hatte.

"Das sind Illusionen", erklärte meine Mutter. "Du mußt dir diese Dinge aus dem Kopf schlagen und darfst nicht mehr nach Massabielle gehen."

Dann gingen wir schlafen. Aber ich konnte nicht einschlafen. Das gütige und liebreiche Antlitz der Dame stand mir ununterbrochen vor Augen. Obwohl ich mich bemühte, zu tun, was meine Mutter mir befohlen hatte, konnte ich dennoch nicht glauben, daß ich getäuscht worden sei."

Diesen Bericht gab Bernadette mit einer solchen Schlichtheit und Unbefangenheit, daß alle die ihn aus ihrem Munde hörten, überzeugt waren: "Das Kind sagt die Wahrheit."

7.

Am nächsten Morgen stellte die Mutter fest, wie nachdenklich ihre Tochter geworden war. Sie war tief gerührt und tat in ihrer Mütterlichkeit alles, um Bernadette abzulenken.

Wie am Vorabend, machte sie das Kind darauf aufmerksam, daß unsere Augen und Ohren sich täuschen können und daß es klug ist, sich von allen Dingen fernzuhalten, die verdächtig erscheinen. Sie erzählte Bernadette dies und jenes Geschehen und alle möglichen Dinge, um ihre Worte zu erhärten. Um ihre Tochter endgültig von dem Geschauten abzubringen, wies die Mutter darauf hin, daß auch der böse Geist sich vorübergehend in einen Engel des Lichtes verwandeln könne: es sei zu befürchten, daß dies im Falle von Massabielle geschehe.

Bernadette widersprach nicht, aber sie konnte das, was die Mutter sagte, kaum verstehen. Sie war nun einmal nicht davon zu überzeugen, daß all das, was sie an der Grotte gesehen und gehört hatte, Hirngespinste seien: der mächtig hinwegfegende Wind, der den Strauch hin und her bewegte, die Dame, die vor ihr gestanden hatte, und das Aufleuchten des Felsens. Es wollte ihr nicht einleuchten, dies sei alles Teufelswerk, denn es war für sie unmöglich, sich vorzustellen, der Teufel hätte vor ihr in einer so herrlichen und schönen Gestalt erscheinen können. Wie sollte der Teufel ausgerechnet mit dem Rosenkranz erscheinen und diesen auch noch andächtig beten.

Freitag und Samstag, am 12. und 13. Februar, ließ sie immer wieder durchblicken, daß sie zur Grotte zurückkehren müsse. Wenn Bernadette dennoch darauf zurückkam, gab die Mutter ausweichende Antworten. Inzwischen war es Sonntag, der 14. Februar geworden.

An diesem Nachmittag hörte Bernadette in ihrem Innern eine Stimme, die sie zwar sanft aber dennoch eindringlich mahnte, sich an die Grotte von Massabielle zu begeben. Das Kind war zu furchtsam, um seiner Mutter etwas von dieser inneren Stimme zu sagen. Zu ihrer Schwester Maria hatte Bernadette größeres Vertrauen: ihr vertraute sie das Geheimnis an und bat sie, bei der Mutter die Erlaubnis zum Gehen zu erwirken. Der erste Versuch Marias mißlang, aber sie ließ sich nicht entmutigen und nahm ihre Zuflucht zu ihrer Freundin Johanna Abadie, um sie zu bitten, auf die Mutter einzuwirken. Noch widerstand diese den Bitten der beiden Mädchen, denn sie konnte nun einmal nicht vergessen, was sich das erstemal ereignet hatte und wollte ihre Tochter Bernadette vor weiteren und gefährlichen Erregungen bewahren.

Aber die innere Stimme drängte das Kind, sich

an die Grotte zu begeben. Nach und nach kam die Mutter zur Überzeugung, es habe keinen Wert, ihrer Tochter weitere Hindernisse in den Weg zu legen; es sei wohl besser, Bernadette gehen zu lassen, denn wenn diese nunmehr vergebens zur Grotte eile, werde sie wohl von ihren Illusionen geheilt sein. Sie ließ also ihr Kind gehen, aber erst, nachdem Maria und Johanna nicht nachgelassen hatten, zu betteln. Sie fertigte die Kinder mit den Worten ab:

"Nun gut, dann geht, aber laßt euch nicht den Kopf verdrehen. Schaut, daß ihr vor der Vesper wieder hier seid, andernfalls wißt ihr, was ihr zu erwarten habt."

Bernadette hatte mit niemandem außer ihren Familienangehörigen von der Erscheinung an der Grotte gesprochen. Ihre Schwester Maria aber war der Meinung, sie brauche sich nicht die gleiche Zurückhaltung aufzuerlegen. Schon am Morgen des 14. Februar waren mindestens zwölf Mädchen des ganzen Stadtviertels durch sie ins Vertrauen gezogen worden und sie alle wollten mit zur Grotte, wenn Bernadette wieder dahin gehe. Kaum daß die Mutter ihr Einverständnis gegeben hatte, lief Maria zu ihren Kameradinnen, um diese vereinbarungsgemäß zu unterrichten.

Inzwischen hatte Bernadette sich in aller Eile umgezogen. Sie war in freudiger Erregung. Und dennoch bedrückte sie ein gewisses Etwas: Bernadette konnte nun einmal nicht von den Worten der Mutter loskommen, der Teufel führe sie an der Nase herum. Und obwohl sie innerlich überzeugt war, daß sie keinem Trugbild des Teufels anheimgefallen sei, konnte sie sich doch dieser Besorgnis nicht erwehren. Allenfalls aber glaubte sie auf Anraten ihrer Gefährtinnen richtig zu handeln, ein Fläschchen Weihwasser mitzunehmen, das sie im Weihwasserbecken der Pfarrkirche füllten.

So gewappnet gegen die Trugschlüsse der Hölle, machte sie sich mit etwa fünf oder sechs Gefährtinnen, die Maria sorgfältig ausgewählt hatte, auf den Weg zur Grotte. Auch die anderen sollten zwar mitgehen, da sie sich aber erst umziehen mußten, wurde vereinbart, Johanna solle auf sie warten bis sie fertig seien.

Kaum war die erste Gruppe an der Grotte angekommen, als Bernadette auf die Knie niedersank, genau gegenüber jenem Strauch, an dem die Dame ihr das erstemal erschienen war. Sie fing an zu beten. Dann rief sie plötzlich freudig aus:

"Da ist sie! Da ist sie!"

Maria Hillot, die in diesem Augenblick das Fläschchen mit dem Weihwasser in der Hand hielt, reichte dies Bernadette mit den Worten hin:

"Schnell ,sprenge ihr das Weihwasser entgegen."

Bernadette folgte und spritzte den Inhalt des Fläschchens in der Richtung des Strauches.

"Sie ist darüber nicht böse", erklärte Bernadette und fuhr fort, "im Gegenteil: Sie hat mit ihrem Kopf genickt und uns allen zugelächelt."

Daraufhin knieten alle Mädchen nieder und bildeten einen Halbkreis um Bernadette. Diese fiel in Ekstase. Ihr sanfter und ruhiger Blick war starr auf die Nische gerichtet, die für die anderen Mädchen kalt und leer blieb. Es schien, als sei sie trunken von der Schau einer himmlischen Gestalt. Ihr Antlitz war verklärt und strahlte vor Glück. Es nahm einen unbeschreiblich schönen Ausdruck an. Man glaubte, einen ins Gebet versunkenen Engel zu sehen.

"Oh, wenn Bernadette jetzt sterben würde . . .!"

In dieser ratlosen Lage ereignete sich ein neuer Zwischenfall, der sie noch mehr beunruhigte: ein Stein hatte sich scheinbar gelöst, schlug an den Felsen und fiel in den Gave. Für die aufgeregten Gemüter der Kinder war das zuviel. Sie sprangen auf, liefen zur nahen Böschung, schrien und riefen um Hilfe. In diesem Augenblick kam Johanna schwätzend und lachend mit den Nachzüglern an. Es stellte sich heraus, daß sie den Stein geworfen hatte. . .

Ruhe und Frieden war bald wieder hergestellt. Bernadettes Gefährtinnen berichteten den andern, was sich inzwischen zugetragen hatte. Zusammen gingen sie nun hinunter zu Bernadette, um ihr beizustehen. Sie fanden sie noch auf demselben Platz kniend in Ekstase, gingen zu ihr hin, riefen sie mit ihrem Kosenamen an, aber Bernadette rührte sich nicht. Es schien, als sei sie nicht mehr von dieser Welt. Ihr Blick war ganz auf den Gegenstand ihrer Ekstase gerichtet. Da die Mädchen nicht wußten, ob Bernadette schon tot sei oder sterben werde, wurden sie untröstlich und jammerten.

Inzwischen eilten Mutter und Schwester des Müllers Nicolau aus der Savymühle herbei, denn sie hatten das Schreien der Kinder gehört und wollten helfen. Als sie Bernadette in Ekstase erblickten, blieben sie entsetzt stehen und waren von heiliger Ehrfurcht erfüllt. Sie näherten sich ihr und suchten sie durch sanftes Zureden wieder in ihren natürlichen Zustand zurückzuführen. Vergeblich! Bernadette sah und hörte nichts anderes als die Erscheinung.

Es mußte aber etwas geschehen, um das Kind wieder in die Wirklichkeit zurückzubringen. Mutter Nicolau glaubte nichts Besseres tun zu können, als zur Mühle zu laufen, und ihren 28jährigen Sohn zur Hilfe zu rufen. Dieser eilte herbei und bemerkte spöttisch, es handele sich wohl um einen Schelmenstreich Bernadettes.

Als er aber ganz nahe an Bernadette herangekommen war, schreckte er unwillkürlich zurück und war tief gerührt. Noch heute erklärt der inzwischen alt gewordene Müller von der Savimühle:

"Niemals hat sich meinen Augen ein eindrucksvolleres Bild dargeboten als dieses. Alle Vernunftgründe brachen in sich zusammen; ich kam mir unwürdig vor, das Kind anzurühren."

Von seiner Mutter veranlaßt, griff er Bernadette unter die Arme und versuchte, sie zum Gehen zu bewegen. Gestützt auf die Müllerin und ihren Sohn gelang es, die Seherin bis zur Savimühle zu bringen.

Während des ganzen Weges aber schien es, als folge Bernadette dem Anblick eines geheimnisvollen Wesens, das sich vor ihr her und etwas über sie hinweg bewegte. Um dem Ganzen ein Ende zu bereiten, hielt der Müllerssohn ihr die Augen zu und zwang sie, den Kopf zu beugen. Aber immer wieder fiel Bernadette in ihre ursprüngliche Stellung zu-

rück. Die Schau nahm ihren Fortgang. Erst als sie in der Mühle angelangt waren, kam Bernadette wieder zu sich.

Befragt über das, was sie erlebt habe, berichtete Bernadette das gleiche, was sie bereits am Donnerstag (11.) erzählt hatte.

Die Mädchen folgten bis zur Mühle. Dann gingen sie auseinander und liefen ergriffen der Stadt zu. Zu Hause angekommen, weinte Bernadettes Schwester Maria, so tief war sie von dem Erlebten beeindruckt, vermochte aber ihrer Mutter nichts Näheres zu sagen.

Außer sich vor Aufregung, befürchtete Frau Soubirous ein Unglück und machte sich eilig auf den Weg zur Grotte. Glücklicherweise begegnete sie unterwegs zwei oder drei Frauen. Diese beruhigten sie und sagten, Bernadette ruhe sich in der Savimühle aus, es sei ihr nichts zugestoßen. Mutter Soubirous war noch immer aufgebracht über Bernadettes Hartnäckigkeit, an die Grotte zurückzukehren und betrat mit einer Rute in der Hand die Mühle. Sie ging schnurstracks auf ihre Tochter los und rief dieser zu:

"Du eigenwilliges Ding willst uns wohl vor allen Menschen, die uns kennen, lächerlich machen. Ich werde dir deine Flausen schon noch vertreiben."

Hätte Frau Nicolau Bernadettes Mutter nicht zurückgehalten, so hätte sie ihr Kind verprügelt.

"Was tun sie denn da?" rief Frau Nicolau aus. "Was hat ihre Tochter denn angestellt, daß Sie diese so behandeln? Sie ist ein Engel, ein Engel des Himmels. Wissen Sie überhaupt, was Sie an Ihrer Tochter haben? Niemals werde ich vergessen, was ich an der Grotte erlebte.

Ganz niedergeschmettert ließ Frau Soubirous sich weinend auf einer Bank nieder und starrte ihre Tochter an. Aufgemuntert durch die Familie Nicolau, beruhigte sie sich nach und nach und machte sich mit Bernadette auf den Heimweg. Immer wieder warf Bernadette einen Blick zurück auf die Grotte.

Heute ein angesehener Mann, hat mir der ehemalige Müllerssohn Nicolau dreißig Jahre später dies Geschehen der zweiten Erscheinung in allen Einzelheiten erzählt.

9.

Bernadettes Begleiterinnen

bei der zweiten Erscheinung berichteten bereits auf ihrem Heimweg überall, was sie an der Grotte erlebt hatten. Die ganzen folgenden Tage erzählten die Mädchen zu Hause, in der Nachbarschaft und ihren Freundinnen von dem Geschehen, das sie so tief beeindruckt hatte.

Immer wieder erklärten sie:
"Bernadette schien in der Ekstase nicht mehr sie selbst zu sein. Sie glich einem Engel auf dem Altar, war aber noch viel schöner."

Allgemein lachte man über das Geschwätz und die Übertreibungen der Kinder, wies sie ab und hielt sie für übergeschnappt.

Nur Fräulein Antoniette Peyret — ein Marienkind — machte eine Ausnahme. Tiefgerührt von dem, was man ihr erzählt hatte, suchte sie irgendeinen Vorwand, um in das Haus der Familie Soubirous zu gehen und dort von Bernadette selbst näheres zu erfahren. Diese war bisher zurückhaltend gewesen. Stellte man ihr aber Fragen, dann hatte sie darauf geantwortet. Diesmal aber wurde sie gesprächig und berichtete von sich aus, was sie an der Grotte von Massabielle erlebt hatte. Antoinette Peyret, eine Dame, die sich in der Jungfrauenkongregation großen Ansehens erfreute, war zu Tränen gerührt über das, was Bernadette ihr berichtete.

Fräulein Peyret stand tagelang unter dem Eindruck des Gehörten und berichtete auch Madame Millet aus Lourdes am Mittwoch, dem 17. Februar, darüber. Beide kamen überein, sofort gemeinsam ins Haus der Familie Soubirous zu gehen.

Als sie im Laufe des Nachmittags dort hinkamen, war Bernadette gerade im Begriffe, ihre Mutter erneut anzuflehen, zum dritten Mal an die Grotte zurückkehren zu dürfen. Nach all dem Schrecken, den Frau Soubirous am vorhergegangenen Sonntag erlebt hatte, wollte sie davon nichts wissen und hielt ihrer Tochter eine ernstliche Strafpredigt.

Bei Eintritt der beiden Besucherinnen wurde Frau Soubirous etwas unsicher, konnte ihre Erregung nicht verbergen und erzählte den Damen, was sich abgespielt hatte. Die beiden Besucherinnen waren froh, gerade in diesem Augenblick gekommen zu sein. Sie beruhigten die Mutter und wiesen darauf hin, daß ihre Besorgnisse unbegründet seien. Sie setzten sich für Bernadette bei ihr ein und wiesen nachdrücklich darauf hin, daß hier doch von keinerlei Gefahr die Rede sein könne. Schließlich erklärten die Damen sich bereit, als Beschützerinnen Bernadette an die Grotte zu begleiten.

"Sie wollen wohl dafür sorgen, daß mein Kind zum Gegenstand des Gespöttes wird?" rief die Mutter aus.

"Indem Sie uns eine solche Absicht unterscheiben, sind Sie es, die uns schmähen", erwiderte Madame Millet der Mutter. "Wir bestehen keineswegs darauf, aber wenn wir jetzt unseres Weges gehen, müssen wir Sie darauf hinweisen, daß Sie eine Verantwortung auf sich laden, die wir nicht auf uns nehmen würden."

"Oh, ich verliere den Kopf", rief Mutter Soubirous aus und hielt die beiden Damen an den Händen fest. "Es scheint, daß Sie mich nicht täuschen. . . Ihnen vertraue ich meine Tochter an. Sie sehen ja, wie ich in Sorgen bin. Gott befohlen! Wachen Sie über meine Tochter!"

Wiederholt hat eine Schwester der Fräulein Peyret mir all dies selbst berichtet.

Am folgenden Morgen

kamen in der Dunkelheit Fräulein Peyret und Frau Millet erneut ins HausSoubirous, um Bernadette abzuholen. Kaum hatten sie das Haus verlassen, als es zur Frühmesse läutete. Sie gingen gemeinsam zur Kirche. Nach der heiligen Messe machten sie sich auf den Weg zur Grotte von Massabielle. Nur ganz wenig Leute sahen sie, denn die Häuser waren noch nicht auf. Frau Millet trug eine an Mariä Lichtmeß geweihte Kerze. Antoinette Pryret hatte Papier, Feder und Tinte mitgenommen.

Als die drei auf dem Hügel von Massabielle an-

gekommen waren, lief Bernadette zur Grotte. Frau Millet und Fräulein Peyret, denen der Pfad vertraut war, kamen erst einige Minuten später zur Grotte.

Bernadette kniete bereits auf dem Boden gegenüber der Nische und betete den Rosnkranz. Nachdm sie die geweihte Kerze angezündet hatten, begannen auch die beiden Frauen mit dem Rosenkranz. Alle drei knieten und beteten leise für sich. Schon nach kurzer Zeit stieß Bernadette einen Freudenschrei aus:

“Sie kommt! . . . Sie ist da! . . .

Bernadette zitterte vor Freude und neigte ihren Kopf bis auf die Erde. Frau Millet und Fräulein Peyret starrten auf den Felsen, konnten aber nichts wahrnehmen.

“Beten wir weiter”, sagte Frau Millet. “Wenn die unsichtbare Dame die ist, die wir vermuten, dann kann ihr unser Gebet nur angenhm sein.”

Bernadette fuhr in ihrem Gebet fort und stand in inniger Verbindung mit der Erscheinung. Bald betete, bald lächelte sie. Die Seherin machte einen frohen, tief ergriffenen Eindruck, aber es waren an diesem Tage keinerlei äußere Zeichen einer Ekstase an ihr festzustellen. Die Dame sprach zu ihr. Sie wollte offensichtlich, daß das Kind ihre Stimme bei vollem Bewußtsein wahrnehme.

Als der Rosenkranz zu Ende war, griff Fräulein Peyret nach Papier und Feder, reichte sie Bernadette und sagte:

“Frage die Dame, bitte, ob sie uns etwas mitzuteilen habe und wünscht, daß wir es niederschreiben.”

Die Seherin stand daraufhin auf und ging drei oder vier Schritte näher zur Grotte. Die Frauen folgten ihr.Bernadette aber, die sich nicht umwandte, gab ihnen ein Zeichen, zurückzubleiben. An dem Strauch angekommen, stellte sich Bernadette auf die Zehen und hielt der Erscheinung Papier und Feder entgegen. In dieser Haltung verharrte sie einige Minuten,schaute nach der Öffnung der Grotte, und es schien, als vernehme sie von dort her Worte. Dann ließ sie die Arme sinken, machte eine tiefe Verneigung und kehrte wieder auf ihren ursprünglichen Platz zurück. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß das Schreibpapier unbenutzt geblieben war.

Ängstlich besorgt, näherte sich Fräulein Peyret der Seherin und fragte, was die Dame gesagt habe. “Als ich ihr Papier und Feder hinhielt, lächelte sie und sagte: ‘Was ich dir zu sagen habe, braucht nicht aufgeschrieben zu werden.’ ”

Einige Augenblicke später ergänzte Bernadette den Bericht:

“Willst du vierzehn Tage lang nach hier zurückkommen?”

“Und was hast du geantwortet?”

“Ich habe ‘ja’ gesagt.”

“Weshalb will die Dame denn haben, daß du zurückkommst?”

“Ich weiß es nicht. Sie hat es mir nicht gesagt.” “Aber”, so fuhr Frau Millet fort, “warum hast du uns denn ein Zeichen gemacht, als wir dir folgen wollten?”

“Um dem Wunsch der Dame nachzukommen.”

“So, dann frage sie, ob meine Anwesenheit ihr hier nicht unerwünscht sei.”

Bernadette erhob ihre Augen zum Felsen. Dann wandte sie sich um:

“Die Dame antwortet: ‘Nein, ihre Gegenwart ist mir nicht unangenehm.’ ”

Die Seherin fing wieder an zu beten, und die Frauen schlossen sich ihr an.

Während dieses zweiten Teiles der Erscheinung bemerkten Frau Millet und Fräulein Peyret, daß Bernadette ihr Gebet oft unterbrach, um ein inniges Zwiegespräch mit der Dame zu führen. Eine Stunde lang. Dann war alles vorbei.

Sobald die Frauen mit Bernadette die Grotte verlassen hatten, fragten sie, ob die Dame ihr keine neuen Weisungen gegeben habe.

“Doch”, antwortete Bernadette, halb traurig halb froh. “Sie hat mir gesagt: ‘Ich verspreche dir nicht, dich in dieser Welt glücklich zu machen, wohl aber in der anderen.’ ”

“Weshalb hast du die Dame nicht um ihren Namen gebeten, nachdem sie mit dir gesprochen hat?” fragten die beiden Frauen.

“Das habe ich getan.”

“Wer ist sie denn eigentlich?”

“Ich weiß es nicht. Sie hat nur lächelnd den Kopf geneigt, aber nicht geantwortet.”

Bernadette wurde von den beiden Frauen wieder nach Hause begleitet. Gleich der Müllerin Nicolau, sprachen auch Frau Millet und Fräulein Peyret zu Mutter Soubirous:

“Wie glücklich sind Sie doch, ein solches Kind Ihr eigen zu nennen!”

*

Was ich vorstehend an Zwiegesprächen zwischen Bernadette und der Erscheinung wiedergegeben habe, wurde mir wiederholt von der Seherin selbst berichtet.

9.

Kaum hatten Frau Millet und Fräulein Peyret

das Haus der Familie Soubirous verlassen, da erzählte Bernadette ihren Eltern alles, was sie aus dem Munde der Dame vernommen hatte und ihre Bitte, vierzehn Tage lang zur Grotte zu kommen. Als die Eltern diese Weisung hörten, gerieten sie in unbeschreibliche Aufregung. Bis dahin waren sie der Meinung, ihr Kind sei an der Grotte einem mehr oder weniger deutlichen Trugbild anheimgefallen. Was ihr Kind ihnen *nun* berichtete, warf ihre ganze bisherige Anschauung über den Haufen. Aber jetzt erst recht begann die Sorge für sie: wer mag es wohl sein, der sich für andere Menschen zwar nicht unsichtbar, doch in einer ganz präzisen Weise zeigt?

Nach der Beschreibung des Kindes und nach der Art der Versprechen, die die Erscheinung Bernadette hatte zuteil werden lassen, meinten sie, die Gottesmutter zu erkennen. Aber sehr rasch wiesen sie diesen Gedanken von sich.

Dennoch glaubten sie nach den ergänzenden Worten von Fräulein Peyret nicht einfach seine Erscheinung als solche abweisen zu dürfen, dachten aber schließlich, es könne sich um eine Seele aus dem Fegfeuer handeln. Und trotzdem war gerade bei die-

sen Erscheinungen alles anders, als bei einer leidenden Seele. Also konnte es eine solche nicht sein.

Sie wollten sich nicht beruhigen. Ist denn schließlich der Teufel ebenfalls fähig, sich aller möglichen Täuschungen und Lügen zu bedienen?

Warum verschwieg die Dame ihren Namen?

Die Eltern Soubirous kamen aus der Unruhe nicht mehr heraus. In ihrer Seelennot nahmen sie ihre Zuflucht zur hilfsbereiten Tante Bernarda, der Patin des Kindes. Ihr Rat wurde fast immer von den Eltern Soubirous befolgt.

Es war am 18. Februar, als Frau Soubirous zu ihrer Schwester Bernarda ging und ihr eingehend berichtete. Tante Bernarda hörte sich alles an, ohne zu antworten. Schließlich meinte sie, es sei eine Sache, über die sie nachdenken müsse, bevor sie dazu Stellung nehmen könne.

Schon nachmittags kam Tante Bernarda in das Haus Soubirous und erklärte, sie habe sich alles überlegt. Ihrer Meinung nach bestehe kein ernstliches Hindernis, Bernadette gemäß den Weisungen der Dame handeln zu lassen. Sie erklärte:

"Wenn die Erscheinung himmlischen Ursprungs ist, haben wir nichts zu fürchten. Sollte sie aber Teufelswerk sein, dann läßt die Gottesmutter nicht zu, daß ihr Kind, das sich ihr in seiner ganzen Unschuld hingibt, getäuscht wird."

"Übrigens", so fuhr Tante Bernarda fort, "haben wir eine große Dummheit begangen, weil wir uns nicht persönlich an der Grotte von Massabielle überzeugten, was dort vorgeht. Das müssen wir tun. Nachdem, was wir nun beobachtet haben, ist uns der Weg gewiesen."

Dem Rat der Tante Bernarda folgend, begleitete Mutter Soubirous in der Frühe des folgenden Morgens ihre Tochter Bernadette ins Haus der Tante. Frau Soubirous bat diese, mit an die Grotte zu gehen. Unverzüglich machten sie sich auf den Weg. Ungeachtet all ihrer Vorsorge, unbeachtet aus der Stadt heraus zu kommen, konnten sie es doch nicht vermeiden, daß manche Türen sich öffneten und die Menschen ihnen neugierig nachschauten, als sie den Weg zur Grotte von Massabielle einschlugen, oder ihnen sogar folgten. Es waren etwa sieben bis acht Personen, die sich ihnen anschlossen.

Wiederum kniete Bernadette sich auf den Boden nieder und machte das Kreuzzeichen. Schon einen Augenblick später war sie dieser Welt entrückt und ihre Seele ganz in Beschauung versunken. Auf ihrem Gesicht lag ein leuchtendes Lächeln, ihr ganzes Wesen spiegelte etwas Übernatürliches wider.

Mutter und Tante hatten ja bereits aus dem Munde anderer gehört, wie Bernadette an der Grotte verwandelt sei. Was sie aber mit eigenen Augen schauten, übertraf bei weitem das, was man ihnen berichtet hatte. Sie waren tief ergriffen und erschüttert.

"O mein Gott" rief Frau Soubirous aus, "nimm mir doch mein Kind nicht weg."

Eine andere Frau, die dabeistand, rief aus:

"Oh wie schön ist sie!"

Alle waren so gerührt, daß ihnen Tränen in den Augen standen. Still in sich versunken, beteten sie.

Ungefähr eine halbe Stunde blieb Bernadette in diesem Zustand. Diese Zeitspanne erschien Mutter und Tante wie eine Ewigkeit.

Schließlich kam Bernadette wieder zu sich, rieb sich die Augen, wie jemand, der soeben etwas unsagbar Schönes erlebt hat. Überglücklich lief sie ihrer Mutter und der Tante entgegen, die sie in ihre Arme schlossen.

Mutter, Tochter und Tante gingen mitten durch die anwesenden Frauen den Pfad hinauf, der über Massabielle hinwegführt.

Auf dem Heimweg erzählte Bernadette, daß die Dame sich gefreut habe, weil sie zurückgekommen sei. Sie habe ihr auch gesagt, später werde sie ihr noch Offenbarungen machen.

Dann erwähnte sie etwas Eigenartiges, was sich im Verlaufe der Erscheinung ereignet habe. Sie erklärte:

Während sie im Gebete versunken war, erhob sich ein furchtbares Getöse von unheimlichen Stimmen, das aus dem Innern der Erde zu kommen und sich über den Fluten des Gave auszutoben schien. Diese Stimmen führten sich in ähnlicher Weise auf, wie die Anführer einer streitenden Volksmenge. Sie schrien sich gegenseitig an, stellten sich Fragen und gerieten in Streit. Eine dieser Stmmen, die alle anderen übertönte, schrie gellend und voller Wut: "Hinweg, Hinweg!" Nach diesem Schrei, der einer Drohung gleichkam, hatte die Dame das Haupt erhoben, die Stirne gerunzelt und zum Fluß hingeschaut. Diese einfache Bewegung genügte, um die aufgeregten Stimmen zum Schweigen zu bringen und sie in die Flucht zu jagen.

Keine der anwesenden Personen hatte etwas von dem wahrgenommen, was Bernadette erzählte. Sie meinten, das Kind habe sich getäuscht und legten diesem Zwischenfall keine Bedeutung bei. Dennoch entsprach alles den Tatsachen. Darauf komme ich später zurück.

10.

Inzwischen hatte ganz Lourdes

von den Erscheinungen an der Grotte erfahren. In aller Öffentlichkeit wurde darüber debattiert. Wie bereits gesagt, waren bislang nur einige Mädchen und etwa zwölf Frauen dabei gewesen.

Gerade diese Mädchen und Frauen wurden nicht müde, ihrer Bewunderung über das Erlebte Ausdruck zu verleihen. Kein Wunder, daß nun auch die anderen dabei sein wollten.

Kaum war bekannt geworden, daß Bernadette sich jeden Morgen zur Grotte begebe, da lief eine große Anzahl von Menschen aus der Stadt ebenfalls dorthin.

Schon am Morgen des 20. Februar waren alle freien Plätze um die Grotte von Neugierigen besetzt. Hunderte und später sogar Tausende kamen, um Augenzeugen der Erscheinungen zu werden.

Am Morgen der fünften Erscheinung kam Bernadette mit ihrer Mutter gegen ½7 Uhr an. Sie war weder erstaunt noch irgendwie bewegt, daß sich so viele Menschen eingefunden hatten. Ganz selbstverständlich begab sie sich zum Felsen, als gehöre auch sie zu den Zuschauern und kniete sich auf ihren gewohnten Platz nieder. Sie nahm keine Notiz davon,

daß alle Augen auf sie gerichtet waren, und begann den Rosenkranz zu beten.

Schon einen Augenblick später war Bernadette dieser Erde entrückt. Der große Augenblick war wieder gekommen. Bernadette brachte ihre Bewunderung und Dankbarkeit für die Dame zum Ausdruck, die sich ihr aus dem Felsen heraus zeigte. Das Ganze war so ergreifend, daß die Mutter, die sich in der Nähe der Seherin aufhielt, ausrief:

"Ich bin ganz durcheinander und kenne meine Tochter nicht mehr wieder."

Auch die anwesenden Zuschauer waren tief ergriffen. Viele stellten sich auf die Zehenspitzen, damit ihnen nur ja nichts entgehe, und um die Seherin in der Ekstase noch genauer beobachten zu können. Immer wieder war ihr Blick bald auf Bernadette, bald auf die Grotte gerichtet. Ihre Augen vermochten zwar nichts Außergewöhnliches wahrzunehmen, aber innerlich waren sie wie die Teilnehmer bei den vorhergehenden Erscheinungen überzeugt: Die Dame ist gegenwärtig! — Die Dame ist hier!

Nach der Ekstase wurde Bernadette über ihre Unterredung mit der Dame befragt und antwortete, diese habe die große Güte gehabt, sie Wort für Wort ein für sie ganz besonders bestimmtes Gebet zu lehren. Als man in sie drang, dieses Gebet zu wiederholen, antwortete sie, sie glaube sich dazu nicht berechtigt, da es nur ihre eigenen seelischen Belange betreffe.

11.

Daß von jetzt ab auch die Ärzte auf den Platz traten, ist begreiflich. Dr. Dozous aus Lourdes war der Meinung, es handele sich um die krankhafte Phantasie eines Kindes, und es sei seine Aufgabe, alles ins "rechte Licht zu rücken". Vom Standtpunkt der Wissenschaft sei alles leicht zu beweisen.

Mehrere Male kam Dr. Dozous als Augenzeuge an den Erscheinungsort, gab aber nicht zu, daß er von dem überwältigt war, was er geschaut. Erst nach fünf oder sechs Tagen eifrigen und sorgfältigen Studiums erklärte er offen und frei, was an der Grotte von Massabielle vor sich gehe, sei eine Sache Gottes und von einer krankhaften Veranlagung könne keine Rede sein. Dies mutige Bekenntnis war eine Tat.

Wie so viele andere, war auch Dr. Dozous in religiöser Gleichgültigkeit aufgewachsen. Erst als er mit den Vorgängen an der Grotte in Berührung kam, ging in seiner Seele eine Veränderung vor. Seine ganze Lebenshaltung wurde von dieser Zeit eine andere, und er entwickelte sich zu einem der glühendsten Verfechter der Sache der Unbefleckten Empfängnis.

Dieser beliebte Volksarzt starb am 15. März 1884 im Alter von 85 Jahren als eifriger und vorbildlicher Christ in Lourdes. Uneigennützig hatte er sich zeitlebens in den Dienst der Armen gestellt und wurde von ihnen viel beweint. Niemand mehr als er dürfte auch berufen sein, über das zu berichten, was er geschaut. Über die sechste Erscheinung schreibt er:

". . . Kaum war Bernadette an der Grotte angekommen, da kniete sie sich nieder und fing an, den Rosenkranz zu beten. Alle Umstehenden nahmen wahr, wie ihr Gesicht sich veränderte; man hatte den Eindruck, als sehe sie die Erscheinung.

Während sie in der linken Hand den Rosenkranz hielt, trug sie in der rechten eine angezündete Kerze, die durch den vom Gave her wehenden Wind ständig ausgelöscht wurde. Jedesmal reichte sie einer neben ihr stehenden Person die Kerze hin, um sie von neuem anzünden zu lassen.

Ich, der ich mit größter Aufmerksamkeit allen Bewegungen der Seherin folgte, wollte in diesem Augenblick wissen, in welchem Zustand sich Blutzirkulation und Atmungsorgane befanden. Ich ergriff einen ihrer Arme und fühlte ihren Puls. Dieser war ruhig und regelmäßig, die Atmung ganz natürlich. An dem jungen Mädchen verriet nichts irgend eine außergewöhnliche Erregung.

Nachdem ich ihren Arm losgelassen hatte, stand Bernadette auf und ging etwas näher zur Grotte. Schon bald bemerkte ich, wie sich ihr bis dahin außergewöhnlich beglücktes Antlitz verdüsterte und einen traurigen Zug annahm. Zwei Tränen traten aus ihren Augen und rannen über ihre Wangen. Was in dieser Zeitspanne an Veränderungen in ihrem Gesichtsausdruck vor sich ging, überraschte mich. Nachdem sie wieder zu sich gekommen war und die mystiöse Erscheinung von ihr nicht mehr wahrgenommen wurde, fragte ich sie, was sich während dieser langen Zeitspanne vollzogen habe. Sie erwiderte:

"Die Dame, die einen Augenblick ihren Blick über meinen Kopf hinweg erhob, schaute mich dann wieder an, und ich fragte sie, weshalb sie denn so traurig sei. Sie sagte zu mir: *"Betet für die Sünder!"* Durch den Ausdruck der Güte und Ruhe ihres Antlitzes, den ich wahrnehmen konnte, war ich schnell beruhigt."

Wie immer verließ Bernadette auch diesmal den Ort, an dem alle so tief ergriffen waren.

Einfach und sachlich berichtet uns Dr. Dozous über diese Erscheinung in seinem Buch "Die Grotte von Lourdes, ihre Quellen und ihre Heilungen." Es is eben das, was er äußerlich wahrgenommen und gehört hat. Wohl merkt man die eigene innere Ergriffenheit des Arztes, aber mit keinem Wort komme diese zum Ausdruck. Er sucht, tastet vorsichtig ab und überlegt. Auf der einen Seite standen ja seine ungläubigen Kollegen, die derartige Dinge ablehnten, auf der anderen Seite aber war es sein eigener Verstand. Ein harter innerer Kampf war die Folge. Schließlich aber trug die Gnade den Sieg davon: er änderte sein Leben und wurde zum großen Apostel der Erscheinungen von Lourdes.

12.

Der 21. Februar — ein Sonntag.

Den Vielen Zuschauern hatten sich an diesem Morgen auch die Arbeiter zugesellt, die wochentags nicht kommen konnten. Auch sie wollten sich mit eigenen Augen von dem überzeugen, was ihnen berichtet worden war. Noch viel größere also als an den vorhergehenden Tagen war die Zahl der Anwesenden.

(Fortsetzunz folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Zwei unserer Bursen sind der Gottesmutter geweiht, die Fatima Burse und die Burse unserer katholischen Frauenvereine (C.W.L.), die Burse "Unserer Lieben Frau vom Guten Rat." Der Marienmonat Mai ist nun da. Das Gotteswerk des Sohnes Mariens wird weitergeführt von den Priestern Jesu Christi. Wir wollen durch unsere Sammlungen armen Studenten das Priesterstudium ermöglichen. Wer hilft uns? Hier ist Gelegenheit, Gutes für Gott zu tun, auch womöglich eine geheime Schuld abzutragen, von der niemand etwas weiß als nur Gott und der Schuldner. Gott bietet jedem Wege und Mittel, gut zu machen, was schlecht getan war. Seine Wege sind heilige Wege, Sie waschen rein sie geben ein Leben, das ewig uns bleibt.

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$2,130.87
Eine Leserin,	2.00
M. G. Fahlman, Regina, Sask.	3.00
Mrs. Clare Balbing, Ringwood, Ont.	4.00
Mrs. J. Wolbaum, Sedley, Sask.	5.00
	$2,144.87

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Bisher eingenommen:	$1,209.50
St. Mary's C. W. L., Regina, Sask.	102.00
Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	5.00
Miss K. Ehman, Regina, Sask.	30.00
Lorenz Beilman, Primate, Sask.	5.00
Mrs. A. M. Schneider, Regina, Sask.	2.00
Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	5.00
Miss K. Ehman, Regina, Sask.	25.00
	$1,383.50

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$7,298.51
Mrs. John Riedel, Morland, Kans.	1.00
Frank Rolheiser, Primate, Sask.	1.00
Joseph Weber, St. Gregor, Sask.	1.00
Peter Herklotz, Edmonton, Alta.	1.00
Joseph Angel, Kerrobert, Sask.	3.00
Mrs. Anton Klein, Holdfast, Sask.	1.00
Erich Kampmann, Waterloo, Ont.	50.00
	$7,356.51

Bitte senden Sie Ihre Gaben The Marian Press **Box 249, Battleford, Sask.**

Bücherbesprechungen

St. Wynfrid Auslandbücherstube
BEUHL / RHEIN
Beethovenstraße 14
Germany

Stanislas D'Otremont, **Liebe ohne Liebe.** Roman. Deutsch von Siegfried Lang. 249 S. Leinen. DM 14.80

Der Verfasser ist als Schriftsteller bekannt, dem es in seinen Romanen gelingt, die seelisch-geistige Situation der jungen Generation mit der Hellsichtigkeit des Dichters für die Wirklichkeit darzustellen. Auch dieses neue Buch zeigt einen bestimmten intellektuellen Menschentyp von heute in teilweise bestürzender Offenheit. Das Versöhnliche bei d'Otremont ist sein Glaube, der in auswegloser Situation neue Wege aufzuzeigen vermag.

C. S. Lewis, **Jenseits des schweigenden Sterns.** Ein Roman. 233 Seiten. Leinen DM 14.80

Jeanne Montupet, **Das Haus Vermorel.** Roman. Aus dem Französischen von Oliver Storz. 389 S. ,L. DM 1680

Von der Kritik wurde die Autorin mit M. Mitchell und Mazo de la Roche verglichen. Der Roman ist eine Familiengeschichte, die drei Generationen umspannt. Die Szene ist Algier, wo Simion Vermorel, ehemals Oberst unter Napoleon, eine Siedlung gründet. Kampf, Leidenschaft und Abenteuer warten auf ihn und seine Nachkommen. Freunde von umfangreichen Familienromanen werden das Buch besonders zu schätzen wissen.

Maurice Roelants, **Alles kommt zurecht.** Roman. Aus dem Flämischen von Georg Hermanowski. 240 Seiten. Leinen. DM 9.80

Der neue Roman des auch in Deutschland wohlbekannten flämischen Schriftstellers hat die Krise und Heilung einer Ehe zum Gegenstand. Roelants bedient sich meisterhaft eines ungewöhnlichen literarischen Kunstgriffes: Er läßt das Geschehen von zwei Freunden auf ganz verschiedene, für das psychologische Verständnis entscheidende Weise doppelt erzählen.

Edzard Schaper, **Attentat auf den Mächtigen.** Roman. 198 Seiten. Leinen. DM 13.50

In diesem Roman zeigt Schaper eine neue Seite seines Künstlertums: er verfügt über einen auch die Schwächen und Unzulänglichkeiten der Welt und der Menschen bejahenden Humor. Das Thema des Buches is zwar tragisch, aber Schaper führt die mit kriminalitischer Spannung geführte Handlung zum guten, im wörtlichen Sinne versöhnlichen Ende.

Henry Morton Robinson, **In den Schnee getrieben.** Roman. 380 Seiten. Geb. DM 14.80

Der amerikanische Autor ist in Deutschland durch seinen Roman "Der Kardinal" in weitesten Kreisen bekannt geworden. In seiner äußeren Handlung berichtet das neue Buch über den Kampf einer New Yorker Familie um ihre Existnz in einer Zeit schwerer Naturkatastrophen. Im letzten zeigt es jedoch die Grenze der heutigen Zivilation gegenüber der Gefährdung des Lebens auf.